Nr. 40 — Leipzig, den 5. Oktober — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf

Inhalt: Gedichte von de Genestet: Erbaulich; Was ist Wahrheit?; Die vier Spezies; Beweiskraft — Der Prophet Sacharja, der Zeitgenosse Serubbabels 6 — Wie werde ich des Glaubens gewiß? 1. Die Bedeutung dieser Frage für die Gegenwart — Bilder aus der Kirche der Wüste 1 — Björnsons Handschuh — Drei Monate Fabrikarbeiter und Wandergeselle: 1. Mein Plan — Zwei Nachträge zu dem Artikel „Die Religion und das bürgerliche Gesetzbuch“: 1. Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs und der Sonntag; 2. Ist die Bedingung des Religionswechsels eine unsittliche? — Die vierundvierzigste Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Mannheim — Aus England: Entdeckungen in Judäa — Zur Beachtung — Anzeigen

Gedichte von de Genestet

Aus dem Holländischen

Erbaulich

Was als erbaulich selbst sich kündigt laut,
Hat selten eine Seele recht erbaut.
Willst mich erbaun du, Freund, ach dann
Sags nicht vorher, nein, faß mich an,
Laß nur beim Wort aus reichem Leben
Gedanken leis ins Herz mir schweben
Ein Lächeln um die Lippen beben,
Derweil die Thräne still zerrann.

Was ist Wahrheit?

Was ist Wahrheit? rief Pilatus,
Und fürwahr, wohl mancher sprach
Jenem eitlen römschen Richter
Diese schwere Frage nach.

Schilt ihn nicht darum Pilatus.
Was das Wort zur Sünde macht
Ist allein der Ton, der Ausdruck,
Ist der Mund, der höhnisch lacht.

Oft auch aus der Brust des Streiters
Bricht dies Seufzen als Gebet,
Als die Thräne tiefster Wehmut,
Und — der Glaub weint mit und fleht.

Die vier Spezies

Redner, Hörer, Denker, Thäter,
Alle Arten findt man nun,
Selten aber, ach, vereinigt
Reden, Hören, Denken, Thun.

Beweiskraft

Viel wird bewiesen hier, das doch im Grund nicht wahr ist —
Und viel ist ewig wahr, ob auch sein Grund nicht klar ist.*)

B v Sch

Der Prophet Sacharja, der Zeitgenosse Serubbabels

6. Sacharja Kapitel 3, 6—10

Der Engel Jehovas gab Josua feierlich folgende Zusicherung: So hat Jehova der Heerscharen gesprochen: Wenn du auf meinen Wegen wandelst und meine Ordnung beobachtest, wenn du sowohl mein Haus gut verwaltest, als auch über meine Vorhöfe gute Aufsicht übst, so gewähre ich dir freien Zugang zwischen diesen [hier vor mir] Stehenden. Höre doch, Hoherpriester Josua, du und deine Genossen, die vor dir ihre Sitze haben — denn sie sind Vorzeichen einer wunderbaren Zukunft —: Ich werde meinen Knecht Sproß kommen lassen! Denn seht, dem Steine, den ich vor Josua gelegt habe — sieben Augen ruhen auf einem einzigen Stein —, werde ich selber durch Einmeißelung seine Zeichen geben, ist der Spruch Jehovas der Heerscharen, und die Missethat desselben Landes an einem Tage wegtilgen. An jenem Tage, ist der Spruch Jehovas der Heerscharen, ladet ihr einander ein unter den Weinstock und unter den Feigenbaum.

Im Jahre 150 v. Chr. wurde der Makkabäer Jonathan von dem König Alexander Balas nach Ptolemais eingeladen. Bald begaben sich dorthin auch Boten der dem Jonathan feindlich gesinnten Partei unter den Juden, um ihn zu verklagen. Der König wies jedoch die Klagenden ab und ehrte Jonathan noch obendrein hoch, indem er ihn neben sich setzte, in die Zahl seiner ersten Freunde aufnahm und ihm hohe Aemter verlieh (1. Makkabäer 10, 57 ff.). Nehmen wir das Wort dazu, da Jesus sagt: So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnet dennoch euren Kindern gute Gaben geben, wie vielmehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten (Matth. 7, 11), so kann es Jehova nicht genug sein an der Rechtfertigung des Hohenpriesters Josua*), er läßt ihm seine Gnade auch dadurch zu teil werden, daß er ihn hoch auszeichnet und ihm große Ehre verleiht. — Das ist die Art unsers Gottes, daß er nicht nur halb hilft, nur halbe Gnade erweist, sondern weit über das, was wir erwarten dürfen, gnädig ist und nicht ruht, bis wahrhaft geholfen ist. Er vergiebt nicht nur die Sünde und überläßt dann den Menschen dem eignen Treiben, sondern er erhebt ihn aus der Stufe der Sünder in seine Kindschaft und schenkt ihm Kraft, nun nach seinem Willen zu wandeln und in seiner Nähe zu bleiben. Es gilt, nie den Dank für die Rechtfertigung zu vergessen und sie gering zu achten, sondern treu dieser Gnade zu gedenken und uns daran zu halten, dann bleiben wir bei ihm und erfahren seine herrliche Gnade fort und fort.

Der Prophet Sacharja kennt diese Art Jehovas, der gnädig ist und barmherzig, und kann daher Hohes und Herrliches verheißen, das Jehova gewillt ist, Josua und dem Volke zu schenken. Aber zuvor muß er doch auch die Bedingung nennen, an welche die Erfüllung der Verheißung geknüpft ist. Wenn auch der Herr alles vergiebt, aber kein Sinn vorhanden ist, der die Vergebung und Gnade Gottes anerkennt, dann wird der barmherzige König den unbarmherzigen Knecht nicht ehren und fällt der Segen der Vergebung dahin (Matth. 18, 23 ff.). So giebt es keine unbedingte Verheißung; hier wird sie geknüpft an die Beobachtung der göttlichen Ordnungen, vornehmlich an

*) Vgl. Nr. 36, Nr. 1, Nr. 14, Nr. 27 d. J.

*) Vgl. vorige Nummer.

die treue Hut über den Tempel und die Vorhöfe. Der Hohepriester soll wachen, daß die Sünden der frühern Zeit, also namentlich alles götzendienerische Treiben, vermieden werden. In seinem Amte und Berufe soll er seine Treue bewähren. — Nicht andres sucht Gott überall an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden, daß sie in seinem Sinne seine Gaben verwenden. Diese Bedingung ist nicht leicht, aber Gott selber hilft sie erfüllen, denn durch die Vergebung der Sünde macht er die Schwachen stark und fesselt sie an seine Kraft.

Wer aber treu ist, der darf eingehen zu seines Herrn Freude. So erhält auch der Hohepriester Josua die Zusicherung, immer freien Zutritt zu haben vor Gott; er darf sich unter die dort vor ihm Stehenden, unter die, welche in Gottes Nähe seine ständigen Diener sind, die Engel, mischen. Er darf, so ist es vom Propheten gemeint, seines hohenpriesterlichen Amtes walten, in dem bald vollendeten Tempel ein- und ausgehen und so vor Gottes Angesicht erscheinen; keine Sünde scheidet ihn mehr von Gott, und er wird bei ihm Gehör finden für alle seine Anliegen. Was kann es Herrlicheres geben, als diese Gewißheit, fortan in Gottes Nähe sein zu dürfen! Jehova war ja alles, was das Volk wünschen mußte: er hatte sie verlassen, da mußte das Volk in die Verbannung, dort weinten sie, wenn sie an Zion gedachten, dort sehnten sie sich nach Jerusalem. Wenn sie Jehova haben, dann fragen sie nichts nach Himmel und Erde. Die Israeliten hatten die Gottesferne empfunden, sie mußten darum auch eine solche Verheißung, die den freien Zutritt zu Gott für ihren Vertreter öffnete, zu schätzen wissen. — Auch uns ist der Zugang zu dem Vater eröffnet; die Sünden sind durch Christus abgethan, und der Vorhang im Tempel ist von oben bis unten aus entzweigerissen. Ueberall dürfen wir Gott nahen, wo wir ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten; vor ihm haben wir keinen Widersacher, sondern den treuen Fürsprecher Jesus Christus, in dessen Namen wir jederzeit kommen dürfen zu dem, der als unser himmlischer Vater uns hört. Wissen wir auch die Größe und Herrlichkeit dieser Gnade zu schätzen? Uns ist ja auch der Himmel aufgethan, und wir sehen dorthin, wo wir bei dem Herrn sein werden allezeit. Muß uns nicht dieses Ziel immer noch treuer machen?

Der Prophet kann uns sagen, was alles dieses Nahen zu Gott einschließt, was damit sicher gegeben ist. Josua, der Hohepriester, und neben ihm alle die Priester, die zum Tempeldienst berufen sind, sie sind noch nicht die Fülle dessen, was Jehova seinem Volke gewährt, sie sind vielmehr die sichere Bürgschaft für eine wunderbare Zukunft, die Vorzeichen und Pfänder künftigen Glücks. Hat Jehova den Tempel und seine Priester aus dem Untergange wieder zurückgerufen und neu erstehen lassen, dann wird er nun auch noch weit mehr herbeiführen, nämlich allen Segen, dessen man sich bei Jehova zu versehen und den er längst durch seine Propheten verkündigt hat. Die Zusammenfassung alles Glückes, das ein Israelit erhoffte, bot die messianische Zeit, die Zeit, da ein von Gott gesandter und von Gottes Geiste geleiteter Führer an der Spitze des Volkes stehen und infolge solcher Gott wohlgefälligen Leitung Gerechtigkeit und Wohlergehen das Land erfüllen sollte.

Diese herrliche Vollendung verbürgt der erfreuliche Anfang, das Dasein des Priestertums Josuas und seiner Genossen. Jehova sendet seinen Knecht Sproß, d. h. den Messias und mit ihm das Glück der messianischen Zeit. Sproß nennt Sacharja den Messias nach dem Vorgang des Propheten Jeremia (23, 5. 33, 15). Der Name für sich enthält schon hohe Verheißung; denn er besagt, daß es in den Tagen des Messias wachsen und sprossen, daß Leben und Kraft, Gedeihen und Reichtum vorhanden sein wird. — Wir wissen aus der Erfüllung dieser Weissagung, daß der Knecht Jehovas mit Recht diesen Namen trägt. Denn von Christus ist neues Leben erzeugt, sind Ströme lebendigen Wassers ausgegangen aufs dürre Erdreich, von ihm ist ewiges Leben gekommen; da sproßt in den Verzagten der Mut auf, in den Mühseligen und Beladenen die Kraft, in denen, die nach der Gerechtigkeit hungert und dürstet, eine neue Gerechtigkeit, die höher ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer. Kennst du diese Lebenskraft aus eigner Erfahrung?

Der Prophet muß erst noch auf die Erfüllung hinweisen; denn noch ist sie nicht da. Aber Gottes Pfänder sind sicher, und Gott selber wird thun, was zur Herbeiführung des Knechtes Sproß nötig ist. Dazu erscheint dem Propheten vor allem die Vollendung und Verherrlichung des Tempels und die Wegräumung auch der ganzen Sünde des Landes, nicht nur der kultischen, erforderlich. Beides wird durch Jehova geschehen. Auf dem Tempelbau und seiner Vollendung oder, wie der Prophet sagt, auf dem Steine, der vor Josua gelegt, ihm also anvertraut ist, ruht Gottes ganze Fürsorge und vollkommene Weisheit, das bedeuten die sieben Augen; die wachen und schauen genau, daß nichts fehlt und nichts schadet. Jehova wird den Steinen den rechten Schnitt geben und ihnen die rechten Zeichen eingraviren, sodaß es dem Tempel an Pracht nicht fehlen wird, wie auch Haggai (2, 9) verheißen hat. — Gewiß, Gott selber muß seiner Gemeinde die Gestalt geben. Christus muß in ihren Gliedern Gestalt gewinnen, daß sie gesinnet sind, wie Jesus auch war; dann wird es an der rechten, Gott wohlgefälligen Herrlichkeit nicht fehlen.

Damit ist auch die Entfernung der Sünde aus dem Lande gegeben. Denn erst dann hat der Tempel seine rechte Art, wenn er hilft alle Sünde wegtilgen, nicht etwa, wenn es ist wie früher, wo er selbst ein Gegenstand der Sünde, des Aberglaubens (Jer. 7, 4) und des Götzendienstes war (Ezech. 8). Wo Jehova sich wirklich verherrlicht im Tempel, wo er mit aller seiner Fürsorge und Weisheit drin wohnt und dort seinen Sitz nimmt, da wird sein Wesen sich kundthun, und da wird er auch mächtig sein, die Sünde wegzutilgen. — Christus hat in drei Tagen solch einen Tempel Gottes erbaut, den Tempel seiner Gemeinde, in der Gottes Geist überall waltet, in alle Wahrheit leitet und so von der Sünde befreit. Der Glaube, den Gott in seiner Gemeinde spendet, ist ein kräftiges und wirksames Ding, das zu einem vernünftigen Gottesdienst, zu einem heiligen und Gott wohlgefälligen Leben treibt (Röm. 12, 1).

Wenn diese von Gott ausgehende Kraft verspürt wird, dann an solchem Tage ist das Glück in seiner Herrlichkeit angebrochen; dann kann der ganze Segen der messianischen Zeit eintreffen, der in Frieden und Wohlstand bestehen wird. Kein Feind wird die überreichen Früchte rauben und niemand Mangel haben, in Ruhe und Sicherheit wird jeder die Erträgnisse seines Weinbergs und seiner Feigenbäume genießen, und jeder wird haben, daß er seinem Nachbar davon mitteile, und sie werden einander unter Weinstock und Feigenbaum einladen.*) So schildert der Prophet den Frieden und Wohlstand im Lande; — einen höhern Frieden hat die Erfüllung in Christus gebracht, einen Frieden, der auch dann stand hält, wenn Feinde sich erheben und Mangel und Mißwachs drücken, ja selbst wenn der Tod allem Irdischen ein Ende bereitet.

Hoch sind die Verheißungen, die der Prophet für die messianische Folgezeit seinem Volke gegeben hat; höher war noch die Erfüllung in Christus, der uns zur Gotteskindschaft und ewigen Seligkeit berufen hat. Tief war die Erkenntnis, die der Prophet von Gottes überschwenglicher Gnade erlangt hatte; tiefer noch ist die Erkenntnis des göttlichen Willens, zu der wir in Christus gelangen können. Haben wir aber auch solche feste Hoffnung, wie Sacharja, oder werden wir durch seinen Glauben beschämt?

K M

*) Interessant ist, was auch jetzt aus dem heiligen Lande erzählt wird: „Im August und September hat die Jugend Ferien, auch die deutsch-arabischen Kinder. Da pachten denn z. B. in Bethlehem Leute, welche keinen eignen Weinberg besitzen, einen solchen um etwa 2 bis 3 Napoleons und kampiren darauf, die reif werdenden Feigen und Trauben als hauptsächlichste Nahrung benützend, mit Kind, Kegel und Kochtöpfen in einer hiefür hergerichteten Bretterhütte. Letztere steht meist in der Nähe eines schattigen Feigenbaumes, der alle Tage oder Wochen reife Früchte trägt, wie denn auch die Trauben eine sehr lange Reifezeit haben.“

Wie werde ich des Glaubens gewiß?

Uebersicht: 1. Die Bedeutung dieser Frage für die Gegenwart; 2. Die Aufgabe der Theologie; 3. Der Grund des Glaubens; 4. Glaube und Lehre; 5. Glaube und heilige Schrift.

1. Die Bedeutung dieser Frage für die Gegenwart

Es erscheint bedenklich, es dem Christentume, ich will gar nicht sagen als Beweis seiner Wahrheit, sondern nur zum Ruhme anzurechnen, daß es einen fast zweitausendjährigen Bestand hinter sich hat. Andre Religionen sind noch älter, wendet man ein. Aber dieser Einwand trifft insofern nicht zu, als zwischen dem Bestehen des Christentums in der Welt und dem andrer Religionen ein gewaltiger Unterschied ist. Diese haben sich nicht selbst erhalten, sie sind erhalten worden, teils von der Nationalität, mit der sie unzertrennlich verbunden waren, teils von dem Mangel geschichtlicher Entwicklung, von der sich gleichbleibenden Höhenlage des geistigen Lebens eines Volkes. Für die Religion Chinas z. B. bedeutet ein Jahrtausend so viel wie ein Tag, den das Christentum durchlebt. Denn dieses steht mitten im geistigen Strome der vorwärts strebenden Menschheit; es hat die verschiedensten Kulturstufen überdauert; es hat sich durch die schärfsten Gegensätze hindurcharbeiten müssen. Das Christentum ist darum älter als alle Religionen, weil es mehr erlebt hat. Rückt irgend eine Religion in dieses Feuer, und ihr werdet sie zerbröckeln sehen. Noch mehr! Das Christentum selbst hat sich als Kulturmacht erwiesen, es hat Leben geweckt; es hat nicht allein bestanden, es hat gelebt. Das ist sein Ruhm.

Jede neue heraufziehende Zeit richtet an das Christentum die Lebensfrage: Hast du die Lebenskraft in dir, mir die Spenderin und Hüterin der höchsten Güter zu sein oder nicht? Wenn das Evangelium das nicht mehr leisten könnte, würde es von dem rollenden Rade der Zeit zerdrückt werden, ja es müßte schon sterben, wenn es sich mit andern Mächten in diese Aufgabe zu teilen hätte. Es würde vielleicht in kleinen Gemeinden weiter leben abseits vom großen Lebensmarkt, eine Weltmacht wäre es nicht mehr.

Diese Lebensfrage erklingt in immer veränderter Form. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert lautete sie: „Wie werde ich der Gnade Gottes gewiß?“ Die katholische Kirche blieb darauf die Antwort schuldig und bleibt sie schuldig bis auf diesen Tag: das ist das Todessiegel an ihrer Stirn. Es kam darauf an, ob das Evangelium selbst diese Antwort schuldig blieb, und es stellte sich heraus, daß es nichts andres als die Antwort gerade auf diese Frage sein wollte. Indem Luther das entdeckte, rettete er nicht allein die Seelen der Frommen von der Verzweiflung, er rettete das Evangelium vom Untergange, zu dem es der Katholizismus verurteilt hatte.

In unsern Tagen geht die Frage nicht allein auf Gewißheit nach der Gnade Gottes, sondern nach der Gewißheit Gottes selbst. Vielleicht, daß in dieser Frage jene mit darin steckt, vielleicht, daß das Evangelium selbst wieder nichts andres will, als gerade auf diese Frage Antwort geben? Dann wohl uns, daß wir diese Frage gestellt haben! Dann wohl dem Evangelium, es wird leben und uns Leben schenken.

„Wie werde ich meines Glaubens gewiß?“ Die evangelische Gemeinde, der denkende Christ kann und darf dieser Frage heutigentages nicht aus dem Wege gehen. Thut er es, so zeigt er entweder, daß er mit unsrer Zeit keine geistige Fühlung mehr hat, daß er also auch auf sie nicht im geringsten wird einwirken können, oder er sündigt gegen die Wahrhaftigkeit und gegen das Schriftgebot, bereit zu sein zur Verantwortung gegen jedermann.

Ein Theologe, auf dessen Gedanken wir im Folgenden noch näher eingehen werden, sagt einmal:

> Wir leben in einer andern Zeit, in einer andern Welt [nämlich im Vergleich zum Mittelalter]. In dieser Welt ist das Christentum ein Fremdling. Der innerhalb der modernen Kultur aufwachsende Mensch wird von Kindesbeinen an in eine Art des Denkens hineingezogen, an die sich die Gedanken des christlichen Glaubens keineswegs als etwas Gleichartiges anschließen. Keine Fürsorge christlicher Eltern kann ein Kind unsrer Zeit davor bewahren. Die moderne Gesellschaft hat die Mittel zum Leben nur dadurch, daß sie die Dinge besser beherrscht, als die Menschen des Mittelalters. Bei den damals üblichen Formen der Arbeit würden wir verhungern. Die modernen Formen der Arbeit beruhen aber auf dem Gedanken, daß die Dinge, die wir benutzen wollen, mit allen andern wirklichen Dingen in einer Naturordnung vereinigt und unter einander verknüpft sind. Diesen Gedanken trägt daher jeder mit sich, der in der Gegenwart arbeitet, um zu leben. Es ist aber offenbar nicht leicht möglich, daß jemand, zu dessen Lebensbedingungen der Gedanke von einer durchgängigen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens gehört, auch nur die allgemeinsten Grundgedanken des christlichen Glaubens als etwas Gewohnheitsmäßiges sich aneignen und behaupten könne. Es wird wenige Christen unsrer Zeit geben, die nicht irgendwie die Spannung und Pein des Gegensatzes empfunden hätten, der zwischen dem Gedanken eines Gottes, der Wunder thut und Gebete erhört, und dem Gedanken einer endlosen, gesetzmäßig geordneten Welt besteht.

Das soll heißen: die Spannung zwischen unserm Glauben und der modernen Weltanschauung von der Gesetzmäßigkeit des Geschehens ist keine künstlich erzeugte, sondern eine geschichtlich gewordene und gegebene. Man gleicht sie nicht damit aus, daß man sie sich verbirgt, daß man sie ohne weiteres aus der Schlechtigkeit der Menschen erklärt oder dadurch, daß man zur Unterwerfung unter bestimmte Glaubenslehren auffordert. Durch dies alles wird diese Spannung gerade erzeugt und verschlimmert. Gehoben kann sie nur werden, wenn die christliche Gemeinde selbst ihres Glaubensrechtes immer wieder von neuem gewiß wird, wenn sie sich und damit andern immer wieder Rechenschaft davon ablegt, wie doch jener Gegensatz sich löst, ohne daß die moderne Weltanschauung der Gesetzmäßigkeit als eine Unwahrheit und Sünde, noch der Glaube als ein leeres Hirngespinst erscheint. Sehr fein ist in dem angeführten Zitat darauf hingewiesen, wie jener Gegensatz kein theoretischer, sondern ein praktischer, am lebhaftesten in der Arbeit empfundener ist. Daraus erklärt sich zum guten Teil die ablehnende Haltung unsrer Arbeiterbevölkerung gegen das Evangelium. Nicht eine Frage des Gelehrten, die Frage des praktischen Mannes ist die Frage nach der Glaubensgewißheit, und wenn sie auch bei ihm gerade nur zu oft bereits im verneinenden Sinne beantwortet scheint, sie lebt in unserm Volk, sie quält unser Volk. Darum haben die Prediger des Unglaubens dort so willige Hörer, weil noch Glaube dort lebt, weil die Fragen noch im Fluß sind. An der Gleichgiltigkeit scheitert die Predigt des Unglaubens ebenso wie die Predigt des Glaubens.

Wenn in unsern Tagen sich die christliche Gemeinde aufmacht, um in erneuter Liebesthätigkeit den unchristlichen Massen nachzugehen, so wird sie ihrer Aufgabe nur gewachsen sein, wenn sie den Zweifel versteht, dem ein Kind unsers Jahrhunderts, und nicht zum wenigsten ein Kind unsrer niedern Klassen, ausgesetzt ist, und wenn sie selbst diesen Zweifel in sich durchgemacht hat. Es bedarf die Gemeinde nicht allein zu ihrer eignen Wahrhaftigkeit, sondern zu ihrer Wirksamkeit die erneute Prüfung ihres Glaubensgrundes. „Wie werde ich meines Glaubens gewiß?“ Das ist die Kernfrage unsrer Zeit. Giebt es keine Gewißheit, keinen stichhaltigen Grund für die Glaubensgedanken, sind sie bloße Ueberlieferung, Reste einer vergangenen Vorstellungsweise oder selbsterzeugte Träume, dann wird sich der moderne Mensch einer neuen Religion, und zwar der Religion der Diesseitigkeit, dem Glauben an die Macht des Sichtbaren zuwenden. Daran wird, das ist gewiß, die Menschheit trotz ihrer Kultur zu Grunde gehen, aber die zusammenbrechende Kultur begräbt auch das Christentum.

P D

Bilder aus der Kirche der Wüste

1715—1729

1

Zu den segensreichsten und größten Errungenschaften, mit denen die französische Revolution vor hundert Jahren das französische Volk begabte, gehört unstreitig die Gewissens- und Kultusfreiheit, welche die Konstitution vom Jahre 1791 aussprach. Jahrhunderte langes Unrecht war durch diese Maßregel endlich beseitigt, einem Kampfe, der seit den Tagen der Reformation die ganze Geschichte Frankreichs durchzog, war dadurch — wenigstens für einige Zeit — ein Ende gemacht. Die Protestanten Frankreichs konnten in der An-

erkennung ihrer religiösen und kirchlichen Rechte eine stille Sühne finden für Ströme von Blut, durch die ihr Weg sie geführt hatte, sie konnten — freilich auch nur für eine kurze Zeit mitten in dem sinnbetäubenden, alles Bestehende umstürzenden Wirbel der Revolution sich ihrer neugewonnenen persönlichen und sozialen Gleichstellung mit den andern Franzosen freuen, sie konnten ungestört ihre Gottesdienste feiern, ihre Kinder taufen lassen, ihre Ehen schließen. Aber sie konnten auch der erstaunten Mitwelt das Bild eines fest und sicher organisirten kirchlichen Gemeinwesens zeigen. In der Fülle aufregender Ereignisse, an denen die französische Revolution überreich ist, ist zwar das Hervortreten einer protestantischen Kirche, die so frisch und kräftig aus der Verborgenheit der Nichtachtung und Duldung in das helle Licht eines berechtigten Daseins hineinschritt, wenig oder nicht beachtet worden; für die prüfende und forschende Nachwelt bietet es aber eines der merkwürdigsten Schauspiele, wie die Geschichte der christlichen Kirche nur wenige kennt. Seit dem Oktober 1685, als Ludwig XIV. im Vollgefühl königlicher Macht und getrieben von dem Streben nach kirchlicher Einheit in seinem Reiche, getreu seinem Gelübde, die Ketzer auszurotten, das Edikt von Nantes aufhob, gab es keine evangelische Kirche mehr in Frankreich. Ein ganzes Jahrhundert lang arbeitete der katholische Klerus mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen in Drohung und Ermahnung, Strafen und Bestechung, arbeitete die harte Gesetzgebung jener Zeit mit all den furchtbaren Werkzeugen, über die eine grausame Rechtspflege gebot, im wörtlichen Sinne mit Feuer und Schwert, mit Rad und Galgen, mit Galeeren und Gefängnisstrafe, mit Geldbußen und Verbannen daran, das evangelische Bekenntnis des Einzelnen zu unterdrücken und auszutilgen. Und siehe, als 1787 Ludwig XVI. sein Toleranzedikt erließ, da stand scheinbar wie aus dem Boden gewachsen wiederum eine evangelische Kirche da, vollständig organisirt nach dem Muster der alten Hugenottenkirche mit Bekenntnis, Synoden, Aeltesten; eine zahlreiche Schar frommer tüchtiger Geistlichen wartete ihres Amtes in ihr, in einem eignen Seminar wurden die Theologiestudirenden herangebildet, und hinter diesen stand eine Gemeinde von ungefähr 700000 Seelen.

Aber nicht mit einemmale ist jene Kirche von dem Tode erstanden, zu dem sie verurteilt worden war. Es war das Werk langer mühseliger Arbeit, schwerer Kämpfe; es war das Lebenswerk edler Männer und Frauen, die freilich keinen großen Namen in der Weltgeschichte tragen, beinahe unbekannt sind neben den glänzenden Gestirnen, die das achtzehnte Jahrhundert erleuchten, neben Voltaire und Rousseau, Mirabeau und Laplace. Sie waren keine Künstler, keine Krieger und Staatsmänner; aber wer irgend Teilnahme hat für aufopferungsvolles Dulden, für Charakterstärke im Leiden und im Handeln, für Gewissenstreue und Glaubensmut, der wird an jenen einfachen Gestalten, wie sie der französische Protestantismus in den Jahren 1715 bis 1787 in so vielen Beispielen uns vor Augen stellt, nicht ungerührt vorübergehen. Und so möge mir gestattet sein, hier aus dem Leben jener Zeit und jener Kirche, die den bezeichnenden Namen „Kirche der Wüste" führte, nicht bloß weil die Versammlungen, Predigten, Synoden u. s. w. lange Jahre an einsamen, abgelegenen Orten gehalten werden mußten, sondern auch mit Beziehung auf das Wort der Offenbarung (12, 6): „Das Weib [die Kirche] entflohe in die Wüste, da sie hatte einen Ort, bereitet von Gott," einige Bilder, einige lebendige Züge vorzuführen.

Am 1. September 1715 war König Ludwig XIV. gestorben, einst die Hoffnung seines Volkes und der Stolz Frankreichs, jetzt der Fluch seines Landes wegen des namenlosen Elendes, welches seine Kriege über dasselbe gebracht hatten. Umgeben von allem Glanze menschlicher Herrlichkeit hatte der Monarch sechsundfünfzig Jahre lang sein Herrscheramt selbständig geübt, sodaß man sich ihn nicht anders vorstellen kann als umringt von einer glänzenden Schar erlauchter Geister, ausgezeichneter Feldherrn und Staatsmänner, genialer Dichter und Künstler, schöner geistreicher Frauen: von allen verlassen, auch von seinen Kindern und Verwandten, selbst von der Frau, die in den letzten dreißig Jahren seines Lebens seine Begleiterin und einflußreichste Ratgeberin gewesen war, von der Frau von Maintenon, mußte er seinen schweren Todeskampf kämpfen. Man hat darin eine gerechte Strafe Gottes gefunden für die entsetzlichen Verfolgungen, womit dieser König die Protestanten seines Landes, die zu seinen treuesten, fleißigsten und tüchtigsten Unterthanen gehörten, jahrzehntelang verfolgt hat. Wir wollen nicht darüber urteilen; das aber müssen wir hervorheben, daß dieselbe erbarmungslose Gesinnung gegen die Andersgläubigen bei diesem hartherzigen Könige bestanden hat bis zu seinem letzten Atemzuge. Eine seiner letzten Regierungshandlungen war ein Erlaß gegen die Protestanten, datirt vom 8. März 1715, worin die ungeheuerliche Behauptung aufgestellt war: alle die, welche früher zur „sogenannten" protestantischen Religion gehört hätten oder von ihr abstammten, bewiesen durch ihren langen Aufenthalt im Königreiche, daß sie der katholischen Religion angehörten, indem sie sonst nicht darin geduldet worden wären. Mit einem Federstrich war der Protestantismus als erloschen bezeichnet, jeder einzelne Protestant zum Katholiken gestempelt. Es war dies die würdige Krönung seiner ganzen Protestantenverfolgung, es war die tiefste Stufe der Zerstörung und Vergewaltigung, zu welcher der französische Kalvinismus hinabsteigen mußte. Wohl ist es kein erfreuliches Bild und keine dankbare, angenehme Aufgabe, diese Lage näher zu schildern; nur in den allgemeinsten Umrissen sei dies hier gethan.

Seit der Aufhebung des Ediktes von Nantes und den damit zusammenhängenden Verboten gab es in ganz Frankreich — das Elsaß ausgenommen — kein evangelisches Gotteshaus, keine Schule, kein Hospital, keine Geistlichen, keine Lehrer mehr; es durfte keine Predigt, keine Kinderlehre mehr gehalten werden; kein Psalmensingen, kein gemeinsames Gebet war mehr erlaubt. Das neugeborne Kind mußte katholisch getauft, in die katholische Schule, regelmäßig zur Messe, zum Katechismusunterricht bis zum zwanzigsten Jahre geschickt werden — den Geistlichen war streng aufgetragen, genaue Listen darüber zu führen und die Versäumnisse anzuzeigen —; die Ehen mußten in der katholischen Kirche geschlossen werden. Fast kein Beruf öffnete sich dem protestantischen Manne; zu allen Staatsämtern, zu allen Richter-, Notar- und Verwaltungsstellen bis herab auf die einfachen Schreiberstellen war das ausdrückliche Bekenntnis der katholischen Religion erforderlich; kein Arzt und kein Apotheker, kein Buchhändler und -Drucker, keine Hebamme konnte ihren Beruf antreten ohne die ausdrückliche schriftliche Erklärung des Geistlichen, daß sie thatsächlich die katholische Religion ausübten. Ein ganzes Arsenal von Strafen, von geringen Geldbußen bis zu solchen, die eine Familie an den Bettelstab brachten, bis zu Galgen und Rad stand bereit, den königlichen Befehlen Nachdruck zu geben. Nicht einmal der Tod vermochte von dem unerträglichen Joche zu befreien, worunter die Protestanten oder, wie man sie nannte: Neubekehrten schmachteten. Aerzte und Chirurgen mußten den Geistlichen von jeder schweren Krankheit Nachricht geben, den Geistlichen stand jedes Haus offen zu jeder Stunde, und der Kranke, der mit dem Tode Ringende mußte es sich gefallen lassen, in seinen letzten Augenblicken mit der Forderung gequält zu werden, überzutreten oder seinen katholischen Glauben durch Empfang der letzten Oelung zu bezeugen. Wehe ihm, wehe seinen Angehörigen, wenn der Kranke es verweigerte! Genas er, so wurden seine Güter konfiszirt und er aus dem Königreiche verbannt; starb er, so wurde dem Toten noch der Prozeß gemacht und seine Leiche auf der Schleife zu unehrlichem Begräbnis hinausgeführt. Auch nicht auszuwandern war den Aermsten gestattet; von drei zu drei Jahren wurden die Verbote erneuert, die den Neukatholiken oder Neubekehrten untersagten, ihre Güter zu verkaufen. Wehe dem, der es trotz allen Verboten wagte, das ungastliche Vaterland zu verlassen; den Männern war die Galeere, den Frauen das Gefängnis für Lebenszeit gewiß.

Es war im Jahre 1724, als in einer zusammenfassenden Deklaration (vom 24. Mai) alle diese uns beinahe unfaßbaren Verordnungen und Verbote aufs neue verkündigt und eingeschärft wurden. Mitten im achtzehnten Jahrhundert stehen wir, das vor allen andern den Namen der Aufklärung, der Toleranz an

der Stirn zu tragen sich rühmt; schon hatte Montesquieu, der zudem mit einer Protestantin verheiratet war, seine geistreichen persischen Briefe geschrieben, Voltaire in seiner Henriade das Andenken eines protestantischen Fürsten verherrlicht, nur wenige Jahre, und die Diderot, d'Alembert, die gesamte Schar der Encyklopädisten traten auf den Plan, um den Kampf mit Priesterherrschaft und Aberglauben, aber auch mit jedem positiven Glauben aufzunehmen: — damals (und bis 1762, der Hinrichtung Jean Calas') regte sich keine Hand für die Protestanten. Die Regierung oder, wie es damals allgemein hieß, der Hof, die Parlamente und die Geistlichkeit hielten mit vereinten Kräften jenen schrecklichen Zustand aufrecht, und wenn von den Gesetzen ja manches nicht so streng ausgeführt wurde, als der Buchstabe verlangte, wenn menschliches Erbarmen oder Gewissenspflicht — den ernsten katholischen Geistlichen mußte die Heuchelei ein Greuel sein, zu der die Protestanten gezwungen wurden —, wenn Nachlässigkeit und Bestechlichkeit manches an dem harten Joche linderten, aufgehoben wurde von dieser grausamen Gesetzgebung kein Tüttelchen; wie ein drohendes Strafwerkzeug schwebte sie stets über den Protestanten.

Und diese selbst! — es ist Zeit, daß wir sie zum Worte kommen lassen. Jene stolzen Namen, die einst die Zierden des französischen Protestantismus gewesen waren, die Châtillons, Condé, La Tremoille, La Rochefoucauld, Du Plessis, Bouillon — alle die großen Adelsgeschlechter waren freiwillig oder gezwungen zur römischen Kirche übergetreten oder ausgewandert, auch die niedern Adligen waren diesem Beispiele gefolgt; die zahlreichen im Staatsdienst Angestellten hatten ebenso gehandelt; die theologisch gutgebildete, sehr ehrenwerte Geistlichkeit war vertrieben worden; auch der gebildete und vermögliche Mittelstand hatte seine Tüchtigkeit, seine Kapitalien und sein Talent in andre Länder getragen. Wer von diesen noch im Lande war, hielt mit wenigen Ausnahmen das Bekenntnis seines Glaubens verborgen. Die niedern Klassen des Volkes dagegen bewahrten mit um so größerer Zähigkeit ihren Glauben. In einer langen Liste von Galeerensträflingen, die alle ihres Bekenntnisses wegen zu dieser harten Strafe verurteilt wurden, finde ich meistens Handwerker, z. B. Weber, Strumpfwirker, Schlosser, Küfer, Schneider, Hand- und Feldarbeiter, wenige Kaufleute oder Grundbesitzer und nur im Jahre 1745 zwei Offiziere. Auch geographisch hatte eine Verschiebung stattgefunden: immer mehr waren die Mittelpunkte der protestantischen Bewegung vom Norden in den Süden gerückt; im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts schien der Protestantismus in der Picardie, der Heimat Calvins, in der Normandie, Paris, Orleanais ganz erloschen. Rochelle spielte seit 1628 keine Rolle mehr, Poitou und Aunis lagen ebenfalls in dumpfer Ruhe, während die heißblütigen streitbaren Bewohner der Cevennen ihren furchtbaren Kampf mit der Uebermacht kämpften. Aus jenen Gegenden, aus dem Gevaudan, dem Vivarais und der Dauphiné hat die obenerwähnte Liste die meisten Opfer erhalten. Dort glühte das Feuer, nicht der Empörung, aber der religiösen Unabhängigkeit, stets unter der Asche, dort sind auch die Anfänge der neuen Erhebung, des Wiederaufbaus des Protestantismus zu finden.

Im Oktober 1685 mit der Aufhebung des Edikts von Nantes war die öffentliche Ausübung des Gottesdienstes bei den schwersten Strafen verboten worden. Im November desselben Jahres finden wir schon die erste geheime Versammlung (assemblée au désert); es war der feierliche Protest der gequälten Gewissen von ihrem Rechte, Gott vor und mit andern zu bekennen. Ein volles Jahrhundert währten diese Zusammenkünfte trotz allen Verboten und Verfolgungen, und ob die Geistlichen, die dabei ergriffen wurden, an den Galgen, die Männer auf die Galeeren, die Frauen in die Kerker, die Kinder in die Klöster wanderten, immer tauchen sie wieder auf, sodaß man sagen kann, der protestantische Kultus hat eigentlich nie völlig aufgehört. In Höhlen — die Grotte La Baume des Fées, Roc de la campagne und andre sind noch jetzt den Protestanten der Gegend geweihte Erinnerungsstätten —, in Waldlichtungen, an einsam gelegenen Häusern und Hütten, in Steinbrüchen, wo man eben glaubte, sicher zu sein, wurden diese Versammlungen gehalten. Insgeheim und vorsichtig wurden die Glaubensgenossen, die einander wohl kannten und im stetigen stillen Einvernehmen waren, benachrichtigt, zu allen Stunden des Tages und der Nacht fand man sich zusammen, in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts häufiger bei Nacht. Einzeln verließen die „Neubekehrten" ihre Häuser und Dörfer, um den überall lauernden Spionen keinen Argwohn zu geben, vorsichtig wählte man die unbekanntesten Wege, Schildwachen wurden ausgestellt, um die Annäherung der Feinde, d. h. der Garnison des nächsten Städtchens oder der Bürgermiliz, zu melden. Stundenweit war es oft zum Versammlungsorte; aber die glaubenstreuen Hugenotten scheuten trotz der Arbeit des Tages einen langen, gefährlichen Weg nicht; alte Leute schleppten sich mühsam dahin, Mütter brachten ihre halberwachsenen Kinder mit. Die Schauer der Nacht und Dunkelheit, das Rauschen der Bäume, die ganze Romantik der Lage mit dem sehr ernsten Hintergrunde der stets drohenden Gefahr und Strafe erhöhte die eigentümlich feierliche Stimmung der Versammelten und gab den Worten der Prediger Nachdruck und Kraft.

Freilich diese Prediger! Zu dem großen Kreise des Eigentümlichen, man kann sagen des Wunderbaren, gehörten auch sie. Von den 1685 ausgewiesenen Geistlichen kehrten wenigstens fünfzig nach Frankreich zu ihren Herden zurück; aber nachdem diese Generation am Galgen oder im Gefängnis oder in der Verbannung ihr Leben geendet hatte (von 1685 bis 1787 wurden nicht weniger als 92 Geistliche gehenkt, 58 in effigie zur gleichen Strafe verurteilt, 7 nach Amerika deportirt und 28 zu den Galeeren verdammt; davon fallen zwei Drittel auf Languedoc und den unmenschlichen Intendanten Bâville, der seinen Namen mit Blut und Feuer in die protestantische Geschichte jener Zeit geschrieben hat), fehlte es völlig an theologisch gebildeten Nachfolgern. Der schreckliche Cevennenkrieg mit den eigentümtümlich mystischen Erscheinungen, die ihn begleiteten, seinem Prophetismus, den weissagenden Kindern und Frauen zerstörte vollends den Rest von Ordnung und Amt, der die Protestanten noch vereinigte. Jetzt waren, mit beinahe verschwindenden Ausnahmen ehemalige Kamisardenführer, ungebildete Leute die Prediger, bei denen das Feuer der Begeisterung die Kenntnisse, das Studium ersetzen mußte: so waren Bonbonnoux, Brunel, Besson, Durand, Vivens sämtlich gar nicht zu ihrem Beruf ausgebildet. Sie lasen Predigten von Dumoulin, von Drélincourt und andern berühmten Kanzelrednern vor, hatten auch Stücke daraus auswendig gelernt, trugen diese vor und knüpften daran ihre eignen einfachen Ermahnungen und Gebete. Manche begnügten sich auch mit dem Sprechen von Bibelversen, Psalmen und Liedern. Aber seit dem Jahre 1708 traten auch zahlreiche Frauen auf, zum Teil fromme einfache Leute, die mit ihren Ermahnungen ihre Zuhörer wohl zu erbauen vermochten, aber auch solche, in denen der Fanatismus aus den Kriegen noch nachzitterte, die in Zuckungen gerieten, in unverständliche Reden ausbrachen, in Versen deklamirten und durch ihre Strafpredigten und sogenannten neuesten Weissagungen die Leute in Schrecken setzten.

Griff dieser Uebelstand weiter um sich oder währte er nur noch eine Zeit lang fort, so war der Protestantismus auch in Frankreich völlig zersetzt und aufgelöst; er hätte das Schicksal geteilt, welches das Evangelium in Spanien und Italien getroffen hatte. Aber gerade in jenen Jahren trat der Retter auf den Plan. Es gefiel Gott, wie es in einer Schrift jener Zeit heißt, einen Mann zu erwecken, welcher das glimmende Docht zu einem belebenden und bleibenden Feuer anfachen sollte — Anton Court.

Th Sch

Björnsons Handschuh*)

Wir halten es für Pflicht, die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf eine Dichtung Björnstjerne Björnsons zu lenken, die, klein an Umfang, durch ihren Inhalt die höchste Bedeutung gewinnt.

---

*) Ein Handschuh. Schauspiel in drei Aufzügen von Björnstjerne Björnson. Aus dem Norwegischen von Emma Klingenfeld. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Reclam, Universal-Bibliothek Nr. 2437. 20 Pfge.

„Ein Handschuh" ist ein Schauspiel in drei nicht eben ausgedehnten Akten; sechs Personen, von einigen Nebenfiguren abgesehen, führen die Handlung, die sich nur über zwei Tage ausdehnt und immer an demselben Platze spielt. Die nicht mehr ganz junge Tochter eines wohlhabenden Kaufherrn, Svava Ries, hat am Abend vor der ersten Szene das Fest ihrer Verlobung mit dem Sohne der reichsten Familie aus derselben norwegischen Stadt gefeiert. Im Gespräch über die Eindrücke von diesem Feste her lernen wir zuerst Svavas Eltern kennen; die Tochter kommt herzu, bald auch ihr Bräutigam Alf Christensen: Alles scheint voll Wonne und Seligkeit. Da läßt sich bei der allein zurückgebliebenen Braut ein Geschäftsreisender Hoff melden und zeigt ihr Briefe, die er im Nachlaß seiner Frau gefunden und die deren ehebrecherischen Verkehr mit einem Fremden bezeugen; er bringt es zuletzt doch nicht fertig der ahnungslosen Svava diesen Fremden zu nennen, aber ein Blick auf die Begegnung Hoffs mit dem plötzlich eintretenden Alf macht ihr alles klar; mit einem Schrei stürzt sie fort — der Vorhang fällt. Einige Stunden später werden von Nichteingeweihten — in furchtbarem Kontrast zu der Hoffnungslosigkeit der mitanwesenden Frau Ries — unter übermütigem Jubel die Vorbereitungen zu dem Feste des folgenden Tages betrieben. Svavas Eltern ebenso wie ihr Bräutigam und dessen Familie wissen, daß die Braut entschlossen ist mit solch einem Bräutigam zu brechen; vergebens bemüht sich der Vater ihr diesen Hochmut, diese haute morale auszureden; er verschlimmert höchstens die Sachlage. Da erscheint der alte Christensen, unterhält sich mit Ries über die nicht bloß für seinen Sohn sondern auch für ihn selber peinlichen Folgen dieses Skandals; um aber dem Ries klarzumachen, daß auch er eventuell nicht leer ausgehen würde, schafft er im Moment seines Aufbruchs eine Geliebte von Ries herbei, die zwar alsbald wieder verschwindet, aber doch von Frau Ries und Svava gesehen worden ist: und mit Grausen ist Svava inne geworden, was sie von ihrem geliebten Vater zu halten hat. Am nächsten Vormittage — im dritten Aufzuge — hat Svava sich so weit gefügt, daß sie auf einen augenblicklichen öffentlichen Bruch verzichtet, das geplante Fest soll noch gefeiert werden, und Frau Christensen kann mit Frau Ries ruhiger und aussichtsvoller über die schwere Frage verhandeln; Herr Ries ist sogar schon wieder lauter Hoffnung. Aber ein Zwiegespräch zwischen Svava und ihrer Mutter zeigt uns, wie ganz verzweifelt jene ist; denn sie hat inzwischen vom „Drachen," einer Verwandten der Christensens, gehört, wie beschaffen Alfs ganzes Junggesellenleben gewesen ist. Doch sie beherrscht sich schließlich und empfängt ihren Bräutigam. Die Verhandlung zwischen Beiden bildet den letzten Auftritt des Dramas. Da Alf nicht bloß grundsätzlich seine Vergangenheit rechtfertigt, sondern auch Svavas Kummer auf „dumme Theorien" zurückführt, ja weil er ein sinnliches Moment in ihrer Liebe zu ihm wahrgenommen, sie für nicht besser als er sei erklärt, da wirft sie ihm ihren Handschuh ins Gesicht und stürzt ab — und das Stück ist zu Ende.

Dies Schauspiel ist in Christiania aufgeführt worden; in Deutschland scheint es wenig Beachtung gefunden zu haben, nur der Verein „Freie Bühne" in Berlin, der sonst im zärtlichsten Verhältnis zu einem rohen Naturalismus steht, hat es im Dezember 1889 darstellen lassen. Ueber diese Darstellung liegt mir nur ein Bericht vor im Feuilleton der Nationalzeitung von Karl Frenzel: schade, daß ich nicht einen von dem biedern Paul Lindau im Berliner Tageblatt besitze. Einen bessern Beweis nämlich für die Kühnheit, die Größe und die Notwendigkeit eines Dramas wie dieses Björnsonschen könnte man gar nicht beibringen, als eine Uebersicht über die Versuche der Wortführer des modernen gebildeten Deutschlands, der Gesinnungsgenossen von Ries, Christensen und Alf, sich dem Eindruck dieses Zeugnisses eines Gewaltigern als sie durch den geringschätzigen Spott der Verlegenheit zu entziehen.

Frenzel nennt es ein „langweiliges Thesenstück," „ernsthaft vermag es niemand zu nehmen." Wir räumen ein, daß es, vom rein ästhetischen Standpunkte betrachtet, nicht das Hervorragendste ist, was Björnson geleistet hat. Zwar sind die Figuren des Herrn Ries und der Frau Christensen wahre Kabinetstücke feinen Humors, auch Frau Ries und ihre Tochter sind nach der Natur gezeichnet: Svava soll ja eine außerordentliche Persönlichkeit sein, von ungewöhnlicher Energie und Anhänglichkeit an ihre Ideale; aber Alf wird vor unsern Augen nicht recht lebendig. Daß ein Bräutigam, dem es Ernst ist mit seiner Liebe, in einem Augenblick, wo für ihn alles auf dem Spiele steht, so unnachgiebig, so selbstgerecht zu seiner tief verletzten Braut reden, in diese künstelnde Dialektik verfallen, aus der Rolle des Angegriffenen in die des Angreifers übergehen sollte, halte ich allerdings für wenig wahrscheinlich. Und äußere Handlung im gewöhnlichen Sinn, „Verwicklung und Bewegung" ist in dem Stück nicht reichlich vorhanden. Allein wir haben es mit einem Tendenzstück zu thun, das Interesse der Zuschauer oder Leser soll weder durch eine Fülle von Bewegungen zerstreut noch für eine bestimmte Person gefangen genommen, sondern für die eine Frage entflammt werden: Giebt es für die beiden Geschlechter eine verschiedne Sittlichkeit? Björnson beantwortet durch Svavas Mund diese Frage mit Nein; er verlangt Reinheit vor der Ehe so gut wie in der Ehe nicht bloß vom Weibe, sondern auch vom Manne, und mit heiligem Zorn gegen die Ries-Christensen-Frenzel stachelt er das Ehrgefühl, den Stolz der Frauen auf gegen ein Herkommen, wonach „die Ehe eine große Waschanstalt ist für Männer," und die Monogamie entweder überhaupt nie oder doch erst von der Verheiratung an für den Mann Pflicht, Ehrensache wird. Wie es mit diesem Punkte die gute Gesellschaft hält, das hat Björnson in seinem Drama schonungslos aufgedeckt. Die alten Sünder Ries und Christensen finden es selbstverständlich, daß sie es mit der Treue nicht gar zu genau nehmen und vollends daß ein Junggesell sich keine Schranke auferlegt; nur muß es geheim geschehen: „Christensen hält streng darauf, daß so etwas nicht im Hause vorkommt." Die Frau dagegen ist ja seit Jahrtausenden dazu erzogen, das Eigentum eines einzigen Mannes zu sein; im Gedanken an den Besitz einer unehrbaren Frau rufen Ries und Christensen wie aus einem Munde: Pfui Teufel! Alf, der Vertreter „der kräftigsten, tüchtigsten Jugend des Landes," will ohne Zweifel es in der Ehe besser machen als sein Vater; aber daß seine Vergangenheit mit hundert, auch ehebrecherischen, Liebschaften ihn in den Augen seiner Braut herabsetzen kann, daß sie unehrenhaft sei, daß sie irgend welche tiefen Merkmale in ihm zurückgelassen habe, das bestreitet er. Und die Frauen? Viele von den jungen Mädchen „haben die verbummelten Männer ganz gern," „die Don Juans machen am meisten Glück bei ihnen." Frau Ries findet wohl, es sei nicht recht, daß die Frauen sichs gefallen lassen, aber aus Liebe zu ihrem Kinde hat auch sie sich alles gefallen lassen; Frau Christensen aber erklärt, um nicht ungerecht zu sein, daß „gerade solche Ehemänner im Grunde die besten sind," weil „sie sich gern fügen und wirklich aufmerksamer als die andern sind"; sie entschädigt sich durch ein träges Leben mit viel Champagner, Schokolade und Kuchen, sowie durch den Trost der Religion und Plauderstündchen mit dem Schloßprediger.*) Nur Svava vertritt einen andern Standpunkt. Um der Gleichheit ihrer Ideale willen hat sie Alf lieb gewonnen; sie kann ihn nicht lieb behalten, als sie ihn zu achten aufhört; sie muß sich von ihm trennen, als er grundsätzlich ihr höchstes Ideal mit Füßen tritt.

Ich verstehe nicht recht, wie sich die Aufführung in Berlin zu dem gedruckten Texte verhalten haben mag; denn nach Frenzel bildet die Handschuhszene den Schluß des zweiten Aktes; in einem dritten aber trennen sich Alf und Svava „nach einem inhaltlosen Gerede" mit der Hoffnung, nach einiger Zeit unter bessern Sternen ihre Verlobung wieder aufzunehmen. Frenzel

*) „Wenn wir den Trost der Religion nicht hätten, Frau Ries!" Diese ganze Stelle (3, 1 am Schluß) enthält, tiefer bedacht, und auch gewiß in des Dichters Absicht, eine furchtbare Anklage gegen die Geistlichen, von der schwer zu sagen ist, in wie weit sie Grund hat. Das im besondern Sinne christliche Problem neben dem allgemein sittlichen, das er behandelt, kennt und fördert Björnson freilich nicht, nämlich dies, inwiefern auch in solcher Lage **Vergebung** und **Reue** ihre Siege gewinnen. Aber das ist kein Mangel des Stückes, und nur eben diese eine Stelle führt dem christlichen Leser jene christliche Seite der Frage vor die Seele. D H

hat Recht, damit ist der ganzen Beweisführung Björnsons ein Schnippchen geschlagen; ich glaube nicht, daß Björnson selber die Wirkung seines Stückes so abgeschwächt hat; er ist nicht der Mann, einen Handschuh, den er der leichtsinnigen Gedankenlosigkeit hingeworfen hat, mit Entschuldigungen wieder einzustecken.

Er darf ihn auch nicht einstecken, so lange seine Tendenz langweilig, wunderlich, wenn nicht gar possenhaft gescholten wird. Karl Frenzel wagt es hier, „dem ganzen Männergeschlecht“ den Fehdehandschuh hingeworfen zu finden: Darüber brauche man kein Wort zu verlieren: die Konsequenz unsers Moralisten verurteile alle Mädchen zu alten Jungfern! Das habe man nicht auf die Unsittlichkeit der Männer zu schieben, sondern auf die Natur, die zwei Geschlechter schuf! Nur ein Backfisch könne in Unwissenheit sein über den absoluten Gegensatz zwischen den Frauen und Männern! Wenn sich die erstern besser gegen die Sinnlichkeit zu verteidigen wissen, thun sie es nicht sowohl aus erworbener Tugend, „als aus Scham und geringerm Begehrungsvermögen, den Vorzügen, die ihnen die Natur geschenkt hat;“ ja, naturalistisch gesprochen, „hüte sich jedes junge Mädchen in die Sünden des [!] jungen Mannes zu verfallen, weil sie dadurch für die Männerwelt im Preise sinkt“!!*)

Merkt Herr Frenzel nicht, daß gerade nach seiner Theorie das Verfahren Svavas besondres Lob verdient, weil der junge Mann im Kampfe gegen sein stärkeres Begehrungsvermögen durch nichts so unterstützt werden kann, als durch die Erfahrung, daß er durch Nachgiebigkeit bei der Frauenwelt im Preise sinkt? Und ist es die Frauenwelt sich nicht schuldig, gegen die — meinetwegen „Natur“ der Männer sich, ihre zahllosen Angehörigen, die durch die Sünden des jungen Mannes jetzt sittlich, sozial und physisch ruinirt werden, mit allen Mitteln zu schützen? Angesichts des Abgrundes von Elend, den Svava in ihren Kinderasylen kennen gelernt hat, von dem auch Karl Frenzel durch Hörensagen wissen dürfte, von Elend, das allein durch die „Unreinheit“ der Männer hervorgebracht wird, wagt jemand mit der oberflächlichsten Witzelei ein Recht des Mannes auf „Polygamie“ zu vertreten? Und darf sich unterfangen, zu behaupten, niemand könne Björnsons These ernsthaft nehmen? Aber er behauptet ja auch, daß das ganze Männergeschlecht, jeder junge Mann von Björnsons Handschuh getroffen werde! So anmaßend und unwahr der in seiner bequemen Selbstzufriedenheit durch Björnson etwas aufgerüttelte Kritiker mit dieser Voraussetzung verfährt — denn gottlob huldigt noch nicht unsre ganze Jugend Frenzels Grundsätzen —, so abgegriffen und haltlos sind seine Anschauungen von dem Gegensatz zwischen den Geschlechtern, der bei dem einen schamlos mache, was bei dem andern nur natürlich sei. Es ist auf diesem Gebiete der christlichen Ethik noch manches zu klären, das sittliche Urteil im allgemeinen und in seiner Anwendung auf Einzelfälle bedarf der sorgfältigsten Revision: aber gegen einen Satz wie den Frenzelschen: „Nicht in dem Laster der Männer, sondern in dem Naturgesetz, das Frauen und Männer getrennt hat, liegt die Wurzel der Reinheit dieser und der Unreinheit jener,“ protestiren wir alle.

Ich hoffe, daß recht bald auch die Behauptung, in Deutschland fehle dem angeregten Problem „das Echo der öffentlichen Meinung,“ nicht mehr zutreffen wird, daß das einzigartige Schauspiel des greisen Dichters recht Viele zu heilsamem Nachdenken über eine der fundamentalsten Fragen sittlichen Lebens zwingt, und dankbar reichen wir dem nordischen Radikalen die Hand, der der Heuchelei, der Verderbtheit, der Genußsucht, dem rücksichtslosen Egoismus, dem gedankenlosen Mitmachen mit der Majorität, der mattherzigen Feigheit, dem schlaffen Verzweifeln an jeder Besserung den Handschuh ins Gesicht geworfen hat. Der Erfolg seines Schauspiels in unserm Lande zeigt, wie völlig er mit seinem Eifer im Recht ist. Hier gilt es einen Kampf bis zum äußersten, denn noch fühlen sich die Gegner im Besitz der Macht; nur ein gesunder Radikalismus, gerade bei den Frauen, kann helfen. J

*) Solche Sachen darf ein Blatt wie die Nationalzeitung, immerhin eins unsrer besten, seinem Publikum sagen! D H

Drei Monate Fabrikarbeiter und Wandergeselle

1. Mein Plan

Anfang Juni dieses Jahres hing ich meinen Kandidatenrock an den Nagel und wurde Fabrikarbeiter. Ein schäbiger, längst abgelegter Rock, ein ebensolches Beinkleid, Kommißstiefeln aus der Militärzeit, ein alter Hut und ein Knotenstock bildeten den abenteuerlichen Anzug. Eine vielgereiste Umhängetasche fand sich dazu, die nötigste Wäsche aufzunehmen, und gab, ein Paar Schuhe und die vorschriftsmäßige Bürste oben aufgeschnallt, den prächtigsten „Berliner“ ab. So zog ich eines frühen Morgens mit klopfendem Herzen als richtiger Handwerksbursch in struppigem Haar und Bart von daheim aus und bald darauf zu Fuß in das mir gänzlich unbekannte Chemnitz ein. Hier in Chemnitz, dem Mittelpunkte der mächtigen sächsischen Großindustrie, das man mit Recht das deutsche Manchester genannt hat, habe ich fast drei Monate unerkannt als einfacher Fabrikarbeiter und beinahe ohne jeden Verkehr mit meinesgleichen gehaust, habe mit den Leuten da unten in einer großen Maschinenfabrik täglich elf Stunden gearbeitet, mit ihnen gegessen und getrunken, als einer der Ihrigen unter ihnen gewohnt, die Abende mit ihnen verbracht, die Sonntage mich mit ihnen vergnügt und so ein reiches Material über Beurteilung der Arbeiterverhältnisse gesammelt, das mitzuteilen ich im Folgenden versuchen will.

Zuvor seien mir jedoch ein paar Worte pro domo gestattet, die man verzeihen und nicht mißverstehen möge. Ich habe es, seit ich von Chemnitz zurück bin, nicht allzu selten erlebt, daß man die Berechtigung und Vernünftigkeit meines Unternehmens bezweifelte, dieses selbst mißverstand und im besten Falle als ein zwar interessantes, aber durchaus zweckloses Abenteuer auffaßte. Das eine war nun freilich auch mir schon lange vor Antritt meiner Fahrt klar, daß ich sonderlich Neues oder gar Sensationelles, nicht finden würde. Aber das war auch durchaus nicht meine Absicht. Mich trieb ein andres.

Seit Jahren für das Studium der sozialen Frage vom religiösen und kirchlichen Standpunkte aus erwärmt, war es vor allem Eines, das mich einen klaren Blick, ein sichres Urteil, einen festen Haltepunkt zu gewinnen immer wieder verhinderte: die zu geringe Kenntnis der Wirklichkeit, der thatsächlichen Lage derer, um derentwillen wir eine soziale, eine Arbeiterfrage haben. Zwar giebt es auch hierüber eine reiche Litteratur. Aber wer verbürgt mir die Richtigkeit der gegebenen Darstellungen? Wo ist die volle Wahrheit? Bei dem Optimisten, der die Lage der Arbeiter als durchaus nicht so erbarmungswürdig schildert, oder bei dem Pessimisten, der alles Schwarz in Schwarz sieht und die Zukunft nur als Revolution? In den sozialdemokratischen Schriften, die, so scharf und bedeutungsvoll ihre Kritik an den bestehenden Verhältnissen auch ist, doch für nichts weniger als unparteiisch und sachlich gelten und als reine Agitationsschriften jedenfalls wissenschaftlichen Wert nicht beanspruchen können? In den weniger zahlreichen Aeußerungen von Arbeitgebern, die in dieser Angelegenheit ebenso Partei sind, wie die Arbeiter selbst? Oder in den Schriften von Geistlichen? Gewiß wird dem Pastor durch seine seelsorgerische Thätigkeit eine Fülle von Erfahrungen zur Verfügung stehen; ob aber gerade besonders reichlich und der Wirklichkeit entsprechend unter den Arbeitern, die je länger desto mehr sich von der Kirche und ihrem Einflusse fern zu halten suchen? Und dann ist eins zu bedenken: vor dem Träger des geistlichen Amtes pflegt sich jedermann, auch der Arbeiter, gern in sein Sonntagsgewand, thatsächlich wie bildlich gefaßt, zu werfen: die innersten Gedanken der Leute, ihre Gesinnung, die sie nur äußern, wenn sie unter sich und unbelauscht sind, lernt auch er nur sehr schwer und lückenhaft kennen. Und eben das war es, was ich vor allem wissen wollte, um darauf mein weiteres Studium und meine spätere Arbeit bauen zu können: die volle Wahrheit über die Gesinnung der arbeitenden Klassen, ihren geistigen, sittlichen, religiösen Charakter.

Wie aber ergründen, was sich so gerne dem forschenden Auge entzieht. Das Beste, Geradeste, wenn auch nicht eben Bequemste war, wenn ich selbst unerkannt unter die Leute ging, mit eignen Ohren hörte und mit eignen Augen sah, wie es unter

ihnen steht, ihre Nöte, ihre Sorgen, ihre Freuden, ihr tägliches einförmiges Leben selbst miterlebte, die Sehnsucht ihrer Seele, ihren Drang nach Freiheit, Besitz, Genuß belauschte und selbständig nach den innersten Triebfedern ihrer Handlungen suchte. Wie malt sich eigentlich die Welt in den Köpfen dieser Leute, die nun schon seit Jahrzehnten vielleicht unter dem Einflusse der sozialdemokratischen Führer stehen? Welches sind, eine Frucht jener Agitation, ihre sozialen und politischen Vorstellungen, welches ist ihr sittlicher Charakter, ihr innerstes religiöses Empfinden, die Stellung der Einzelnen zur Kirche? Haben sie überhaupt noch religiöse Bedürfnisse? Und wenn, auf welchem Wege können sie ihnen am besten befriedigt werden? Wie ist den Verhetzten und — zum Teil mit Recht — Verbitterten überhaupt erst wieder nahe zu kommen? Das alles konnte ich nur an der Quelle, selbst Arbeiter unter Arbeitern, erfahren. Also heran an die Quelle!

Uebrigens ist wohl der von mir eingeschlagene Weg auch nur in dieser Form neu. Rein aus abenteuerlichem Drange oder weltlichen Zwecken zu Liebe hat mancher Reporter oder Forscher Aehnliches und Größeres gewagt. Und wenn ein Studiengenosse von mir, der Verfasser des „Anarchismus und seine Träger“, unter die Anarchisten Londons ging, warum sollte ich nicht im eignen Vaterlande, wo die soziale Not uns so heiß auf die Nähte brennt, zu den eignen Landsleuten, den Rittern der schweren körperlichen Arbeit gehen und deren Arbeit und Strapazen mit ihnen teilen? Ich füge gleich an dieser Stelle hinzu, nicht um sie etwa auszuspioniren und der Polizei Dienste zu thun. Ich verwahre mich schon hier etwaigen Verdächtigungen gegenüber davor, als Polizeispitzel gebrandmarkt zu werden. Als ich meine Fahrt antrat, wußten überhaupt nur wenige von ihr. Unter ihnen ein einziger höherer Verwaltungsbeamter, der zur Ueberwindung der Schwierigkeiten meiner Legitimation mir mit seinem Rate aufs freundlichste behilflich und selbstverständlich taktvoll genug war, mich nicht auszuhorchen. Uebrigens gab es bei mir überhaupt nichts auszuhorchen. Denn es kam mir, am allerwenigsten so kurz vor Aufhebung des Sozialistengesetzes, nicht darauf an, etwa einen Einblick in die geheime Organisation der sozialdemokratischen Partei zu gewinnen, sondern darauf, die geistige und sittlich-religiöse Wirkung einer langjährigen und intensiven Agitation dieser Partei auf einen bestimmten Kreis von Durchschnittsarbeitern zu beobachten. Das war der oberste Beweggrund zu meinem Unternehmen.

Daran knüpfte sich ein zweiter von selbst. Es ist seit langem mein Wunsch, einmal Pastor in einer Gemeinde mit vorwiegender Fabrikbevölkerung zu werden. Für solches Amt nun war mein Unternehmen jedenfalls die beste Vorbereitung. Denn ich sammelte hier in verhältnismäßig kurzer Zeit Erfahrungen, die ein Pfarrer, wenn überhaupt, nur in einer Reihe von Jahren mühsam zu machen imstande ist und die mir in der Seelsorge von anfang an große Dienste leisten werden. Ich habe gelernt, mit Arbeitern zu verkehren, habe einen Begriff davon, wie und wo sie anzufassen sind, ich kenne ein wenig ihre Eigenart und übersehe klarer als früher ihre Lage. So werde ich einmal imstande sein, mit größerem Nachdruck und gutem Gewissen für sie gegen jedermann einzutreten, der sie verunglimpft oder ihre berechtigten Forderungen, auch wenn sie radikaler Natur sind, bekämpft; aber ich werde nun auch doppelt scharf gegen sie auftreten, wo sie sittlich und religiös zu verlumpen drohen: ich bin gewiß, eher von ihnen gehört zu werden als sehr viele andre Theologen, die in ihren Augen — ob mit Recht oder Unrecht, lasse ich jetzt dahin gestellt — doch nur mehr oder weniger „Kapitalistenpastoren“ sind.

Und das ist das dritte, was ich durch mein Unternehmen, wenn nicht zu erreichen, so doch anzubahnen suchte: daß die Arbeiter, deren Pfarrer ich, so Gott will, einmal sein darf, von vornherein sollen zu mir Vertrauen fassen und an meinen guten Willen glauben können, wenn sie wissen, daß ihr Pfarrer selbst einmal längere Zeit und freiwillig Fabrikarbeiter gewesen ist, wie sie selbst in blauem Arbeitskittel und sackleinener Schürze, unter Ruß und Schmutz gearbeitet, einen Sommer lang wie sie geschwitzt, dasselbe wie sie gegessen und mit ihnen als einer der Ihrigen geredet, gelacht und getrauert hat, nur um ihnen den sichtbaren Beweis zu erbringen, daß er bei Gott! ihr Bestes wolle. Ich kenne die Arbeiter nun schon genau genug, um hoffen zu können, daß solch ein unmißdeutbarer Thatbeweis aufrichtiger Gesinnung doch einige sonst unzugängliche Arbeiterherzen für die wahrhaftige Liebe der Schwarzkittel und Pfaffen und die Kraft (und Seligkeit) des Christenglaubens wieder empfänglich machen wird.

In diesem Sinne allein wolle man es verstehn, wenn ich diese drei Monate Fabrikarbeit auch für die große Sache Christi und der gesamten evangelischen Kirche mit gethan haben möchte. Die sozialdemokratische Bewegung ist wohl der größte innere kirchliche Abfall der Kirchengeschichte seit den Zeiten des Montanismus. Es muß alles eingesetzt werden, ihn zu überwinden, diese moderne, gottlos gewordene Welt unter allen Umständen zu bändigen und zu heiligen, die Millionen Abtrünniger um ihrer selbst willen zum Glauben zurück zu zwingen — nicht durch äußere Gewalt, sondern durch die überwältigende Macht der innern Wahrheit unsrer Sache und durch den Eindruck der hingebenden christlichen Persönlichkeit. Dazu darf kein Opfer zu groß sein, kein Weg unversucht bleiben. Wird man mir verdenken, wenn ich, der ich mich auch im Dienste Christi stehen weiß, dies große gemeinsame Ziel in meiner Art mit zu erreichen mich bemühe?

Denselben Gesichtspunkt darf ich in aller Bescheidenheit für einen Augenblick vielleicht auch auf das nationale Gebiet übertragen und damit die Rechtfertigung meines Unternehmens beendigen. Unser Kaiser spricht es bei jeder Gelegenheit aus, daß nicht der Staat allein das soziale Gespenst zu bannen vermag, daß dazu jeder einzelne Bürger mit helfen und seine volle Pflicht thun müsse. Das ist der kaiserliche Appell an den vielgerühmten Patriotismus der führenden Klassen des deutschen Volkes. Es giebt einen Patriotismus des Krieges und einen Patriotismus des Friedens. Dieser ist nicht weniger bedeutsam als jener; dieser allein ist heute not und nütze. Und er steht sittlich fast höher als jener. Denn er ist gleichbedeutend mit Selbstüberwindung, Selbstverleugnung. Eine ungeheure Kluft — wie oft ists gesagt! — zwischen oben und unten ist ja vorhanden; täglich wächst sie; es gilt, nicht mehr zu hadern und zu fragen, wer die Schuld daran hat; sie liegt wohl auf beiden Seiten: die oben haben den Riß gerissen, die unten erweitert. Heute heißts handeln. Und wir, die wir stolz und glücklich sind, trotz dem Proteste der Arbeiter die größere Bildung des Geistes und Charakters noch zu besitzen, müssen anfangen. Wir müssen zuerst die Kluft zu schließen beginnen, den eisigen Bann brechen, um jeden Preis die Arbeiter an die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit unsrer freundlichen Gesinnung gegen sie glauben machen. Das wird nur erreicht, wenn wir uns ihnen persönlich wieder nähern. Wir dürfen nicht immer bloß unser Geld, wir müssen uns selber geben denen, die uns durch viele gemeinsame Bande als Brüder eines Volkes eng verbunden sind. Als eine kleine Frucht solchen Patriotismus, der Liebe zu unserm großen deutschen Volke möchte ich meine Fabrikarbeit vorzüglich vor meinen Kommilitonen: Theologen, Juristen, Nationalökonomen rechtfertigen, die ich herzlich bitte, es mir nachzuthun, auf dem beschrittenen Wege meine Arbeit zu ergänzen, meine Beobachtungen zu vervollständigen, die von mir gefundenen Thatsachen zu korrigiren und so neue Wege durchgreifender Hilfe aufzusuchen.

Denn ich bin mir der großen Lückenhaftigkeit meiner Untersuchungen, die sich im Folgenden auch klar zeigen wird, durchaus bewußt. Sie war unvermeidlich, und die Gründe davon liegen klar zur Hand. So fehlte es mir zunächst fast an jeder Erfahrung andrer, die ich hätte benutzen und wodurch ich manche Fehler und Umwege hätte vermeiden können. Es blieb mir meist nichts andres übrig, als mich dem Zufall zu überlassen. Das ist zwar mitunter sehr vorteilhaft, ebenso oft aber auch nicht. So mußte ich gewiß vieles übersehn und versäumen, was kennen zu lernen ebenso wichtig wie bei einiger Erfahrung leicht gewesen wäre.

Dazu kam die Schwierigkeit der fortdauernden Verleugnung meines eigentlichen Wesens und die Anpassung an ganz fremde neue Verhältnisse. Das forderte fortwährend einen hohen

Grad von Selbstkontrolle, die die Aufmerksamkeit von der Umgebung leicht mehr oder weniger ablenken konnte, mitunter auch allzu vorsichtig machte und hie und da doch nicht so viel riskiren ließ, als es vielleicht wünschenswert gewesen wäre. Gleichwohl war ich stets bemüht, mir den Grundsatz: Wer wagt, gewinnt! vor Augen zu halten und so gründlich wie möglich zu befolgen. Darum war ich auch immer auf eine Entdeckung gefaßt und bereit, in der nächsten Stunde schon das Bündel geschnürt zu haben und über alle Berge zu sein. Doch war auch dies jedenfalls meiner Untersuchung eher nachteilig als förderlich.

Manches kennen zu lernen verbot mir auch die notwendige Rücksicht auf mein sittliches Gefühl wie auf meinen künftigen Beruf. So war es mir unmöglich, nur ein einigermaßen selbständig begründetes Urteil über die Fähigkeiten und die Gesinnung der Arbeiterinnen zu erlangen. Um dies zu erreichen, hätte ich mich in vielen Fällen diesen in einer Weise nähern und Verpflichtungen nachkommen müssen, die näher zu bezeichnen an dieser Stelle unmöglich ist.

Auch die Kürze der Zeit meines Chemnitzer Aufenthaltes trägt zu dieser Lückenhaftigkeit mit bei. Denn drei Monate sind für solche Studien immerhin eine kurze Zeit, die mir freilich bei den großen ungewohnten körperlichen Anstrengungen und seelischen Aufregungen, welche doch anderseits wieder auch mit einer starken geistigen Eintönigkeit verbunden waren, mitunter wie eine Ewigkeit dünkten.

Endlich war auch mein nationalökonomischer Dilettantismus hinderlich. Dieser schloß selbstverständlich für mich jede selbständige und wissenschaftliche Behandlung wirtschaftlicher Fragen von vornherein aus. Letztere konnten nur in ihrem freilich organischen Zusammenhange mit den geistigen, sittlichen und religiösen Zuständen der Arbeiter und als ihr notwendiger Untergrund Gegenstand meiner Beobachtungen sein. Darum galt mein oberstes Interesse auch immer dem Menschen, dem Arbeiter selbst, erst in zweiter Linie den Verhältnissen, in denen der Einzelne lebte.

Es waren etwa fünfhundert Arbeiter, mit denen ich in mehr oder weniger enge Berührung gekommen bin, also ein verhältnismäßig kleiner Kreis, nur ein Ausschnitt aus der Masse, doch nach meiner Ueberzeugung hinreichend genug, um typisch für die gedankenkräftige, sozialdemokratische Fabrikarbeiterschaft der großen sächsischen Industriemittelpunkte zu sein. Aber auch nur der sächsischen. Denn ich bin überzeugt, daß die zu gebende Charakteristik z. B. auf Hamburger und Berliner Arbeiter aus vielen Gründen in wichtigen Punkten durchaus nicht paßt.

Nach alledem stellt sich meine Arbeit als nichts andres denn als eine praktische und quellenmäßige Studie über den Charakter und die Gesinnung einer bestimmten Arbeiterklasse heraus: nur so aufgefaßt kann sie auch einigen wissenschaftlichen Wert beanspruchen. Auf die übrigen oben aufgeworfnen Fragen, die sich sämtlich in der einen vereinigen: Wie ist zu helfen? Antwort zu geben, muß ich mich füglich jetzt noch und an dieser Stelle bescheiden. P G

Zwei Nachträge zu dem Artikel „Die Religion im bürgerlichen Gesetzbuch“

1. Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs und der Sonntag

Die Christliche Welt hat in Nr. 27 und 34 eine dankenswerte Besprechung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das deutsche Reich in seinen Beziehungen zur Religion gebracht. Es sei gestattet, im Nachfolgenden eine Ergänzung dazu zu liefern. Es handelt sich hier nicht um die Berührung des Entwurfs mit der Religion selbst, aber mit einem Gegenstande, der für die Religionsübung von höchster Bedeutung ist, nämlich mit der Sonntagsfeier.

Der Geschichtschreiber zukünftiger Jahrhunderte, der sich aus dem Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs ein Bild unsers dermaligen Kulturzustandes machen wollte, käme bezüglich der Frage, ob es denn Sonn- und Feiertage bei uns gegeben hätte, in große Verlegenheit, ja wahrscheinlich zu einem völlig falschen Bilde, denn der Entwurf nimmt auf solche keine Rücksicht, er erwähnt sie gar nicht.

Eine höchst seltsame Thatsache! Um so befremdlicher, als die vorausgehenden allgemeinen deutschen und Reichsgesetze sich hierin ganz anders stellten, nämlich auf die Sonn- und Feiertage stets die ihnen im bürgerlichen Leben gebührende Rücksicht nahmen. So das Handelsgesetzbuch, das (§§ 329, 330) allgemein bestimmt, daß, wenn der Zeitpunkt der Erfüllung einer Verbindlichkeit auf einen Sonn- oder allgemeinen Feiertag fällt, der nächste Werktag als der Tag der Erfüllung gilt; und daß, wenn der letzte Tag eines Zeitraums, innerhalb dessen zu erfüllen ist, auf einen solchen Tag fällt, spätestens am nächstvorhergehenden Werktage erfüllt werden muß. Der sich hierin aussprechende Grundsatz, daß der Sonn- und Feiertag in der Regel nicht für Rechtshandlungen soll in Anspruch genommen werden können, hat seinen entsprechenden Ausdruck auch anderwärts gefunden, so Zivilprozeßordnung § 193 Abs. 3 („auf Sonntage und allgemeine Feiertage sind Termine nur in Notfällen anzuberaumen“), § 200 Abs. 2 („fällt das Ende einer Frist auf einen Sonntag oder allgemeinen Feiertag, so endigt die Frist mit Ablauf des nächstfolgenden Werktags“), ähnlich Strafprozeßordnung § 43 Abs. 2, Wechselordnung § 92.

Warum diese Verschiedenheit der Behandlung? Die Motive (Band I, S. 287) behaupten:

> Die leitende Regel muß sein, daß Sonn- und Feiertage, so weit nicht der Wille der Parteien ein andres ergiebt, auf die Zeitberechnung im allgemeinen ohne Einfluß sind.

Ein grellerer Gegensatz zu den christlichen Anschauungen des deutschen Volkes läßt sich nicht denken, und es ist einfach unverständlich, daß man in einer Zeit, wo auch die staatlichen Faktoren erkannt haben, welcher Wert auf Erhaltung und Stärkung des kirchlichen Sinnes zu legen ist, mittels Staatsgesetzes diesen direkten Angriff (und ein solcher wäre es) auf den Sonntag und die christlichen Feiertage machen sollte. Es wäre ein schlechter Trost, darauf zu verweisen, daß ja der Wille der Parteien im einzelnen Vertrage dem Sonntage Rechnung tragen könne. Denn die Parteien werden meist von jener Regel nichts wissen und deshalb gar nicht daran denken, eine Ausnahme auszubedingen; geschieht dies dennoch, so wird es in den meisten Fällen des mündlichen Vertrags bei Ableugnung nicht zu beweisen sein. Allerdings lägen bei der jetzt schon bestehenden, wohl allgemeinen Uebung, auf Sonn- oder Feiertage fallende Verpflichtungen erst am nächsten Werktage zu erfüllen, bezw. sich erfüllen zu lassen, genügende Elemente vor, um die gesetzlich nicht ausgesprochne Regel auf dem Wege des Gewohnheitsrechts dennoch zur Geltung zu bringen, wenn nicht derselbe Entwurf (§ 2) das Gewohnheitsrecht direkt allgemein ausschlösse.

Der Grund der „Motive“ ist sichtlich falsch. Er entspricht dem Gesichtspunkt eines rein abstrakten Staates, nicht dem eines Staates, bestehend aus Menschen mit geschichtlich erwachsenen und zweifellos bestehenden Bedürfnissen und Gewohnheiten. Es mag dies jemandem lieb oder leid sein, die Thatsache läßt sich nicht wegleugnen, daß die deutschen Staaten doch noch wesentlich christliche sind. Und wenn der Entwurf dies unberücksichtigt läßt, so widerspricht er damit den Grundsätzen jeder richtigen Gesetzgebung. Mit Grund hat denn auch die Mehrzahl der Begutachter des Entwurfs sich hier gegen diesen ausgesprochen, so Gierke, Meyer, Hartmann; und wenn die Handelskammer in Leipzig nichts dagegen zu erinnern hat, da nach den in Sachsen gemachten Erfahrungen die Sache sich von selbst regele, so verlangt umgekehrt die in Köln die Uebertragung der obigen §§ 329, 330 des Handelsgesetzbuchs auf die bürgerlichen Rechtsverhältnisse. Mit Grund wird darauf hingewiesen: sonst würden die Sonn- und Feiertage für den bürgerlichen Verkehr, entgegen dem Handelsverkehr, zu geräuschvollen Geschäftstagen. (Vgl. Zusammenstellung der gutachtlichen Aeußerungen zu dem Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs, Bd. I, S. 210 ff.) Und es ist doch klar, daß Einschränkungen, die der Handels- und der Wechselverkehr mit ihrem Bedürfnisse fester Termine und Fristen ertragen können, noch viel leichter von dem gewöhnlichen Verkehre des bürgerlichen Lebens zu ertragen sind. Dabei versteht sich von selbst, daß, wo eine Leistung ihrer Natur nach oder

nach besondrer Verabredung gerade auf einen Sonntag vorzunehmen ist, eine Verschiebung auf den nächsten Werktag nicht stattzufinden hätte. Dem Gastwirt, der für den außerordentlichen Bedarf des Sonntags einen Aushilfskellner bestellt, hilft dieser nichts, wenn er erst Montags kommt und seine Dienstleistungen anbietet. Diese Einschränkung der von uns angestrebten Regel möchte ausdrücklich im Gesetzbuche Aufnahme finden. So sagt das Schweizerische Obligationenrecht § 90:

Fällt der Zeitpunkt der Erfüllung auf einen Sonntag oder auf einen andern am Erfüllungsorte staatlich anerkannten Feiertag, so gilt der nächstfolgende Werktag als Tag der Erfüllung. Abweichende Vereinbarungen bleiben vorbehalten.

Hier ist also, und mit Grund, das System des Entwurfs einfach umgekehrt, und zu einer ähnlichen Bestimmung wird es auch im verbesserten Entwurf kommen müssen.

Allerdings entsteht dann eine Schwierigkeit, nicht bezüglich der Sonntage, aber bezüglich der Feiertage. Welche Feiertage sollen beachtet werden? Auch Mariä Himmelfahrt oder Fronleichnam? — diese auch in ganz oder vorwiegend protestantischer Gegend? Offenbar darf diese Schwierigkeit nicht veranlassen, daß man das von uns aufgestellte allein richtige Prinzip verläßt. Auch trat sie ja schon im Wechsel-, Handelsrecht ꝛc. uns entgegen und wurde da überwunden. Man braucht nur, was da Rechtens ist, auch auf das bürgerliche Recht herüberzunehmen.

B—r

2. Ist die Bedingung des Religionswechsels eine unsittliche?

Gestatten Sie einem Juristen unter Ihren Lesern, gegen eine Ausführung in dem Aufsatz über „Die Religion im neuen bürgerlichen Gesetzbuch" (Abschn. 3 in Nr. 34) ein ernstliches Bedenken geltend zu machen, und zwar ein Bedenken, das sittlicher, nicht juristischer Natur ist, daher auch für die nicht rechtskundige Mehrheit Ihrer Leser Interesse haben dürfte.

Der Herr Verfasser führt aus, daß der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs die Frage, ob die Bedingung des Religionswechsels als eine unsittliche und deshalb zur Nichtigkeit eines unter dieser Bedingung geschlossenen Rechtsgeschäftes führende anzusehen sei, nicht ausdrücklich entschieden, vielmehr dem richterlichen Ermessen überlassen hat. Er fügt dann, als eigne Auffassung, hinzu, die Bedingung des Religionswechsels könne nur dann als unsittlich gelten, „wenn ihre Wirkung sich als Einschränkung der Gewissensfreiheit darstelle."

Eine solche Einschränkung würde z. B. dann vorliegen, wenn die Partei, die den Religionswechsel vornehmen will oder soll, bei Abschluß eines Vertrages unter einem Drucke — etwa dem der materiellen Not, der sie nur durch Eingehen auf die Bedingung entgehen konnte — gehandelt hat; es ist klar, daß in diesem Falle die Stellung der Bedingung die Gewissensfreiheit beeinträchtigte und die Bedingung schon deshalb eine unsittliche ist. Aber der Herr Verfasser scheint uns zu irren, wenn er gerade die Bedingung des Religionswechsels nur im Falle der Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit als unsittlich erachtet. Ganz unzweifelhaft ist vielmehr in allen Fällen, in denen dem einen Kontrahenten ein materieller Vorteil unter jener Bedingung geboten wird und die Aussicht auf den Vorteil ihn zur Annahme der Bedingung bestimmt, die Stipulation eine absolut unsittliche. Denn jede Entscheidung in der religiösen Stellung eines Menschen, dem Heiligsten, was es für ihn giebt, darf selbstverständlich nur aus religiösen Beweggründen erfolgen, und schon die leiseste Einwirkung materieller Erwägungen darauf ist unsittlich, mag sie auch in einzelnen Fällen entschuldbarer sein als in andern.

Eine solche Einwirkung auf einen der andern Seite etwa erwünschten Uebertritt durch Versprechen eines materiellen Vorteils unter der Bedingung des Religionswechsels wird aber häufig vorkommen, ohne daß dabei die „Gewissensfreiheit" irgendwie verletzt würde; es ist ja ein äußerlich ganz freier, durch keine Notlage entschuldbarer und demnach nur durch Rücksichten auf äußre Vorteile bestimmter Entschluß zum Uebertritt denkbar und leider nicht unerhört.

Sehr bedenklich oder mindestens mißverständlich ist es daher

auch, wenn der Herr Verfasser ausdrücklich die fragliche Bedingung dann als sittlich bezeichnet, wenn sie „zur Förderung bereits bestehender, auf einen Religionswechsel gerichteter Absichten" bestimmt ist. Denn auch in diesem Falle soll Geld oder Geldeswert auf diejenige Entscheidung „fördernd" einwirken, welcher die Rücksichtnahme auf äußere Vorteile ganz fremd sein muß.

Nur in dem wohl seltenen Falle, wenn bewiesen wird oder nach Lage der Sache anzunehmen ist, daß der eine Kontrahent zum Religionswechsel bereits vor Abschluß des Rechtsgeschäfts entschlossen war, der andre Teil aber aus irgend welchen Gründen die jenem versprochene Zuwendung erst nach Ausführung des Uebertrittes eintreten lassen wollte, wäre die Bedingung nicht als eine unsittliche zu erachten; denn nur in diesem Falle wäre der Entschluß zum Religionswechsel unabhängig von den im Rechtsgeschäft verhandelten äußern Interessen gefaßt.

Wir hoffen und vertrauen im religiösen wie im sittlichen und rechtlichen Interesse, daß die Richter, welche das bürgerliche Gesetzbuch anzuwenden haben werden, die Frage nach den hier entwickelten Grundsätzen entscheiden und die Bedingung des Religionswechsels nicht nur im Falle der Beschränkung der Gewissensfreiheit als eine unsittliche behandeln werden.*)

F v O

Die vierundvierzigste Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung in Mannheim

Im verwichenen Jahre Danzig, die alte, einst weitgebietende Hansestadt an der Ostsee mit ihren wundersamen mittelalterlichen Erinnerungen, ihrer gewaltigen Marienkirche — diesmal Mannheim, das, wie D. Fricke sagte, den zweifelhaften Vorzug besitzt, daß man seinen Geburtstag, ja fast seine Geburtsstunde — am 17. März 1606 — angeben kann, auf Fürstenwort in hundertundzehn regelrechten Quadraten aufgebaut, samt ihren Kirchen durch die Franzosen schauderhaft zerstört, die Stadt, in welcher Schillers Genius aufgegangen, bei der 1814 Prinz Wilhelm, der nachmalige deutsche Kaiser, und 1870 das preußische Gardekorps über den Rhein gezogen, heute einer der wichtigsten Verkehrsplätze im ganzen Vaterlande!

Nur ein gedrängtes Bild der Gustav-Adolf-Versammlung soll gegeben werden.

Ihre Festzüge bewegten sich in den mit Fahnen reich geschmückten Straßen durch dichtgedrängte Menschenmengen; den Gottesdiensten muß man nachrühmen, daß sie von überflüssigen Ranken, namentlich auch überlangen musikalischen Kunststücken frei blieben, während in einem Konzert und in geselligen Vereinigungen nach gethaner Arbeit an Gesang, Musik und Deklamation Treffliches und Erhebendes geboten ward, wie u. a. fünf herrliche Kompositionen Gerokschen Dichtungen.

Der ersten Festpredigt des Prälaten Doll lag Ephes. 2, 19—22 zu Grunde: Gott segne dies Haus zu seines Namens Ehre: dies der Inhalt des Grußes, den ich der Festgemeinde bringe, unseres Wunsches für die Stadt, des Gebets, das wir auf Herz und Lippen tragen für das Gesamtwerk des Gustav-Adolf-Vereins. Ernst Moritz Arndts Lied: Ich weiß, an wen ich glaube, war der Predigt vorangeklungen; sein Bild zeichnete der Festprediger als Vorbild für Deutsche: das Bild des Mannes, der als eines seiner Kinder von den Fluten des Rheinstromes verschlungen worden, von sich samt seinem Weibe berichtet: Wie hat das dem Evangelium das Herz so weich gemacht; — der anderwärts singt und sagt: Wer ist ein Mann? der glauben kann! — der selbst in jenes schnell vorübergegangene erste

*) Wir möchten im Anschluß namentlich an den ersten des hier wiedergegebenen Artikels zur ernstlichen Erwägung stellen, ob es nicht dringend wünschenswert ist, daß neben Richtern, Rechtsanwälten, Verwaltungsbeamten, Nationalökonomen, Kaufleuten u. s. w. auch Vertreter der Kirchenbehörden zur Begutachtung des Entwurfs von den Einzelstaaten herangezogen werden. Soviel wir wissen, hat bis jetzt nur die hessische Regierung die Teilnahme eines Mitgliedes des Konsistoriums an den Sitzungen der von ihr eingesetzten Kommission zur Begutachtung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches von sich aus bestimmt. D H

deutsche Parlament Worte christlichen Ernstes hineinzurufen sich nicht gescheut.

Konsenior Dr. von Zimmermann predigte, reichhaltig an geschichtlichem Stoff und geistreich in Antithesen den Zeitgeist schildernd, über Apostelgeschichte 5, 32—34. 38—41: Was wir davon brauchen können, ist apostolische Freudigkeit. Freudigkeit für unsre Kirche, unsern Glauben, unsern Verein. Mag die evangelische Kirche dort Schmach und Verfolgung leiden müssen, hier von modernen Gamaliels kühl beiseite geschoben werden, doch sollen unsre Glaubensgenossen nicht sagen, daß sich niemand um sie kümmere! Auch unser Fürst sagt: Nein, so nicht!

Schon der reiche Gabenschmuck — 126 Geschenke an heiligen Gefäßen, Bibeln, Stickereien, in erster Reihe ein kostbares silbernes Abendmahlsgerät von der Frau Großherzogin von Baden (nach Staufen bestimmt) — besagte das Gegenteil; doch wollen wir unser Bedenken nicht unterdrücken, welches dahin geht, daß wohl besser wäre, statt so viel Gaben weniger, aber gediegener, von echtem Metall, oder Gaben in Geld. Freilich auch an letztern überreichte der badische Frauen- und Jungfrauenverein 1140 Mark (für Tauberbischofsheim). Pfarrer Zäringers treffliches Büchlein über die badische Diaspora (unter den Gustav-Adolfheftchen des Verlags von Hugo Klein in Barmen) ward jedem Festteilnehmer eingehändigt; schon hatte es dem Herrn Verfasser aus der Hand einer Dame 5000 Mark für die Zwecke der Diaspora des Landes eingetragen.

Von Begrüßungen, die der Versammlung entgegengebracht wurden, seien diejenigen des Oberbürgermeisters Moll, des Stadtpfarrers Ruckhaber, des Prälaten D. Doll, für das badische Kirchenregiment, des Oberkonsistorialrats Freiherrn v. d. Goltz für den preußischen Oberkirchenrat und des Professors D. Holsten für die Heidelberger Fakultät erwähnt; von Toasten derjenige des Vorsitzenden D. Fricke auf den Großherzog von Baden als Landesherrn und den deutschen Kaiser, sowie der des Bischofs D. Teutsch auf die gute Stadt Mannheim. Großherzog Friedrich antwortete in herzlichen Worten auf das an ihn gerichtete Telegramm.

Das bedeutsamste Ereignis war ohne Frage der den Delegirten vorgelegte und von ihnen mit Begeisterung aufgenommene Anschluß der bisherigen elsaß-lothringischen Evangelisationsgesellschaft, auf dessen Bedeutsamkeit wir neulich schon kurz hingewiesen haben, unter dem Namen eines Hauptvereins Straßburg, der alsbald auch mit drei Stimmen, der Leistungssumme entsprechend, in die Abstimmungen mit eintrat; die Aufnahme erfolgte wie in wahrhaft ehrenvoller Weise, so auch unter erleichternden Bedingungen, sofern der Hauptverein Straßburg, um seine bisherigen Verbindlichkeiten ohne jähen Abbruch regeln zu können, erst nach zwei Jahren das statutenmäßige Drittel an den Zentralvorstand zu geben verpflichtet ist. Ergriffen sprach der Generalsekretär Küß, der sich so auf einmal aus dem Vertreter der Evangelisationsgesellschaft in den des Hauptvereins Straßburg verwandelt sah, seinen Dank aus.

Das große Liebeswerk, über das D. Nasemann aus Halle, klar knapp, umfassend berichtete, fiel mit 17 840 Mark mit 84 Stimmen an Forchheim; Sierakowitz (56 Stimmen) und Ranischau (14 Stimmen) erhielten als Schmerzensgeld je 5605 Mark. Besonders Sierakowitz und überhaupt die westpreußische Diaspora, aus der Konsistorialrat Koch von Danzig ergreifende Bilder gab, bleibt der Unterstützung um so mehr dauernd empfohlen. Der Christlichen Welt, im Verein mit der Luthardtschen Kirchenzeitung und andern Blättern, wurde es zum Vorwurf gemacht, daß sie über die Lage der zum Liebeswerk vorgeschlagenen Gemeinden schon vorläufig Mitteilungen dargeboten haben. Der Berichterstatter der Christlichen Welt konnte erwiedern, daß dies mindestens seitens dieses Blattes sine ira et studio geschehen sei, aus den besten Quellen, daß aber, wenn man darin etwas Bedenkliches sähe, es künftig gewiß unterbleiben werde. Damit gab man sich zufrieden.*)

Den Jahresbericht erstattete in allseitig anerkannter dankenswertester Weise Schulrat Hempel aus Leipzig. 18 neue Zweigvereine wurden gegründet (gegen 18 im Vorjahr); neun kleine Zweigvereine im Bereiche des Hauptvereins Kiel sind wieder erloschen; Frankfurt a. d. Oder-Land hat sich mit der Stadt verbunden; so bestehen statt der 1801 Zweigvereine des Vorjahres jetzt 1810. Die Zahl der Frauenvereine ist von 446 auf 461 gestiegen; unter den neuhinzugekommenen nennen wir die von Danzig, Emden, Wilhelmshaven, Wermelskirchen, Bad Nauheim, Gera; unter den eingegangenen Rendsburg. In 24 Hauptvereinen ist der Beitrag auf den Kopf der Bevölkerung gestiegen, in Hamburg von 1,89 auf 3,06, in Danzig von 1,66 auf 3,12; in 19 ist er gesunken. An der Spitze stehen wieder Bremen und Frankfurt am Main, letzteres trotz eines Rückganges von 15,30 auf 13,78. Zur Förderung der Gustav-Adolfszwecke und Gustav-Adolfbekanntschaft werden vor allem die mit kirchlichen Feiern verbundenen Nachversammlungen empfohlen, sodann die Verbreitung von Gustav-Adolfschriften. Die Gesamteinnahmen des Jahres 1888—1889 betragen 1 112 091,95 Mark gegen 963 718,91 Mark im Vorjahre. Die erhoffte Jahreseinnahme von einer Million ist also zum ersten Mal überschritten. An Unterstützungen sind versandt worden 954 164,62 Mark. Aber für 23 aus der Gustav-Adolfspflege ausgeschiedene Gemeinden sind 94 neu eingetreten; 295 Gemeinden bedürfen Kirchenbauten, 125 Schulbauten, 102 Pfarrbauten, 120 Reparaturen, 11 Erwerbung von Grundstücken, 120 Pfarrfonds, 104 Schulfonds u. s. w., 470 sind mit einer Gesamtschuldenlast von 3 899 924 Mark belastet.

Es ist nicht möglich, alle einzelnen Bittsteller der Mannheimer Versammlung aufzuführen; aus dem Programm war schon zu ersehen, daß Pfarrer Wendland aus Hayingen in Lothringen zu einem längern Vortrag berufen war zu Gunsten der Diasporapflege im Ornethale; darauf wollen wir den Finger legen. Für das nächste Jahr ist als Versammlungsort Görlitz in Aussicht genommen, dem gegenüber Bremen, als dessen Vertreter Pastor Mallet alles Mögliche versprach, unterlag. Doch mußte eine namentliche Abstimmung (nach Stimmen der Hauptvereine) entscheiden.

An die Mannheimer Festtage schloß sich zunächst ein Ausflug (von sechshundert Personen) nach Heidelberg, wo im Landhause noch mancherlei Ansprachen gehalten und die Gäste schließlich durch prächtige Erleuchtung des Schloßhofes erfreut wurden; sodann andern Tags eine Rheinfahrt nach Speier, wo der erste Spatenstich zum Bau der Protestationskirche zum Gedächtnis der Protestation von 1529 in Anwesenheit von vielleicht zehntausend Zuschauern geschah. Der Festplatz war in sehr ansprechender Weise durch Baum-, Laub- und Fahnenschmuck geziert; die herrlichen Weisen der Reformation erklangen; Professor Gümbel hielt eine wohlthuende, allen Umständen Rechnung tragende Fest- und Weiherede; D. Fricke that ein begeistertes Wort hinzu, das mit dem Protest gegen jede Beeinträchtigung des Lutherwerkes, mit dem Protest gegen Trennung von den katholischen Mitbürgern bei gemeinsamer Bekämpfung der sozialen Not der Zeit, mit dem Bekenntnis zu Christus und seinem Wort allein schloß und dazu die Beistimmung der Hörer durch Aufheben der Hände erbat und erhielt.

An dem ersten Spatenstich beteiligten sich nach Vortritt des Konsistorialrats Risch die Behörden, die noch anwesenden Mitglieder des Zentralvorstandes (D. Fricke, D. Teutsch, D. von Trauschenfels, D. Nippold, D. Habicht, Lic. Simons), des Mannheimer Festausschusses, des Retschervereins und sonstige Ehrengäste, denen sich nächst Hofprediger D. Rogge, Pfarrer Zäringer, dem Vorsitzenden des badischen Hauptvereins, u. a. auch, mehrfacher Aufforderung nachgebend, Ihr Berichterstatter an-

*) Es ist der Redaktion unverständlich, wie eine rein auf das Thatsächliche gerichtete, der Abstimmung in nichts vorgreifende Berichterstattung über die drei Gemeinden, wie sie in unserm Blatte (vgl. Nr. 23, 27, 32 d. J.) gegeben worden ist, irgend welchen Bedenken unterliegen soll. Unsre Artikel sind durchaus nur allgemein orientirenden Inhalts gewesen. Will man das nicht, so verzichte man doch überhaupt auf vorherige Bekanntmachung der drei Gemeinden! Sowie die Gemeinden genannt sind, ist es für die Leitung einer kirchlichen Zeitung einfach Pflicht, über sie berichten. Wir werden daher unsrerseits davon nicht abstehn, falls nicht ein dahingehender Wunsch uns von dem Zentralvorstande offiziell ausgesprochen wird. D H

schließen durfte. Bei dem nachfolgenden Festmahle brachte Konsistorialrat Risch den Toast auf den Landesregenten Prinzen Luitpold von Bayern und Se. Majestät den deutschen Kaiser in, wie kurz immer er sprach, umso erhebenderer Weise aus, als er auch sowohl des Königs Max II. von Bayern, unter dem der Retscherverein ins Leben getreten, als der Kaiser Wilhelm des Siegreichen und Friedrich des Edlen, der Förderer des Werkes in pietätvoller Weise gedachte. Zur endlichen Inangriffnahme des Werkes aber hat Se. Majestät der jetzige Kaiser aufgefordert, seine Vollendung verheißend. Freilich bedarf es noch viel dazu, denn erst 800 000 Mark sind beisammen, auf eine Million lautet der Anschlag, und er wird erheblich überschritten werden müssen. 200 000 Mark hat bekanntlich der verstorbene Herr Kommerzienrat **Hetzel** aus Neustadt beigesteuert. Unter den Tischgästen befand sich auch der Pacifikeisenbahnkönig **Hilgard**, amerikanischer Bürger, der seine Verwunderung darüber aussprach, daß es in Deutschland so schwer sei, für einen so idealen Zweck eine Million zusammen zu bringen; er selbst hat für dieses und viele andere gute Werke der Pfalz, deren Kind er ist, große Summen dargereicht. Auch Herr Hilgard betonte den alsbaldigen mutigen Anfang. Es war ein herrlicher Abschluß der Gustav-Adolftage, diese Feier zu Speier. H

Aus England

(Entdeckungen in Judäa) Nach zehn Jahren fortgesetzter Bemühungen hat der „Palestine Exploration Fund" von der türkischen Regierung die Erlaubnis erlangt, im Süden Palästinas in der Ebene, durch welche die Straße von Hebron nach Gaza zieht, Ausgrabungen anzustellen. Mr. Flinders leitete die Arbeit, welche, Ende April begonnen, schon ganz überraschende Ergebnisse geliefert hat. Professor Sayce, in der Contemporary Review, ist voll Freude darüber. „Wir wissen nun etwas von der Kunst und Bauart der Israeliten in der Zeit der Könige und sogar jener alten amoritischen Bevölkerung, die den Israeliten unterlag; es ist jetzt möglich, von einer Archäologie Palästinas zu reden. Wo vorher ein Chaos war, ist nun Ordnung eingezogen." Sayce wagt die Prophezeiung: „Wir haben Homer und Herodot ausgegraben, wir werden auch die Bibel ausgraben." Die wichtigsten Forschungen wurden angestellt an dem Hügel Tel-el-Hesy. Mr. Petries Entdeckungen machen wahrscheinlich, daß der Hügel die alte Stadt Lachis deckt. Er hat 60 Fuß tief gegraben und hat, wie Dr. Schliemann in Troja, die Reste übereinander liegender Städte gefunden. Die unterste war die bedeutendste. Ihre Mauern, noch in der Höhe von 21 Fuß vorgefunden, waren 28 Fuß 8 Zoll dick, bestehend aus Ziegelsteinen, die in der Sonne getrocknet wurden. Darüber wurde dünne schwarze phönizische Töpferei gefunden aus einer Zeit, sicherlich nicht später als 1100 v. Chr. Die Stadt war damals wahrscheinlich eine jener Amoriterstädte, die nach 5. Mos. 1, 28 „groß und bis an den Himmel vermauert" waren. Es ist das erste authentische Denkmal der alten kananitischen Bevölkerung Palästinas, das man gefunden hat. Große Mengen von Topfscherben zeigen die bestimmten Merkmale amoritischer Töpferei und bieten eine Möglichkeit, um das Alter jeder Baustelle zu bestimmen, an der sich ähnliche Reste finden. Diese untere Stadt wurde eingenommen und zerstört. Hirten hausten in den Trümmern und ließen Spuren ihrer ärmlichen Lehmhütten zurück. Dann wurde die Stadt wieder aufgebaut. Eine Mauer aus rohem Backstein, 13 Fuß dick, die zwei- bis dreimal restaurirt wurde, ist vorhanden. Dieses Wiederaufleben, vermutet man, fand statt um die Zeit der Gründung der israelitischen Monarchie, als Jerusalem und andre Städte erweitert und befestigt wurden. Rehabeam fuhr dann fort, die wichtigsten Städte Judäas zu befestigen. Eine noch spätere Mauer, 25 Fuß dick, erhebt sich über einem aus großen Steinblöcken gebildeten Glacis und ist wahrscheinlich aus der Zeit Manasses. Platten aus feinem weißen Kalkstein zeigen eigentümliche Verzierungen, z. B. das Bild eines schreitenden Löwen oder Hundes — „wahrscheinlich ausgeführt von Leuten derselben Steinhauerschule, die den Tempel Salomos baute und schmückte." Professor Sayce hofft auf eine fruchtbare Ernte von Entdeckungen und hält es für möglich, daß der Archivraum der alten ägyptischen Gouverneure, die in Lachis ihren amtlichen Sitz hatten, gefunden werden und, wie in Tel-el-Amarna, unschätzbare geschichtliche Urkunden liefern könnten.

C S

Zur Beachtung

Diese Nummer ist als **Probenummer** in größerer Auflage gedruckt und wird unentgeltlich in beliebiger Anzahl an jede beliebige Adresse verschickt. Wir erinnern zugleich an die bewährte Einrichtung von **monatlichen Probeabonnements.** Gegen Einsendung von 70 Pfennigen verschickt die Verlagshandlung an jede mitgeteilte Adresse mit oder ohne Nennung des Bestellers je nach Erscheinen vier aufeinanderfolgende Nummern.

Mitarbeiterverzeichnisse (vom 1. April d. J.) sind jederzeit bei der Verlagshandlung unentgeltlich zu haben.

Feine ganzleinene **Einbanddecken** zum ersten, zweiten und dritten Jahrgang sind für je 1,60 Mark durch alle Buchhandlungen, sowie unmittelbar von der Verlagshandlung zu beziehen. Ebenso ist der **erste** und **dritte** Jahrgang in Nummern, der **zweite** geheftet für 6 Mark auf gleichem Wege zu haben. **Einzelnummern** können jederzeit, soweit sie nicht vergriffen sind, für 20 Pfennige von der Verlagshandlung nachbezogen werden, ebenso die drei ersten Quartale des laufenden Jahres für je 2 Mark.

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Die glückliche Geburt eines prächtigen **Knaben** zeigen hocherfreut an
Göttingen, 23. September.
Prof. Lic. **J. Weiß** und **Frau**
geb. **Ritschl.**

Stud. theol.
bittet um anspr. Arbeit, erteilt Unterricht in Mittelschulgegenständen, auch philosophische u. litteraturgeschichtl. Vorträge. **Berlin** C, **Gipsstraße 25, 2 Tr.**

Stelle-Gesuch.
Pfarramtscandidat mit absolvirtem Seminarkursus **sucht** Stelle als Haus- oder Institutslehrer oder als Prädikant. Offerten sub **Goim** an die Expedition dieses Blattes.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:
Deutscher Geschichtskalender
für 1890. 2 Teile geb. je M. 6.—, (erscheinen im Oktober und im Januar).
1886 bis 1889. 2 Teile, geb. M. 12.—
1885. 2 Teile, geb. M. 11.50.

Verlag von **Friedr. Wilh. Grunow** in Leipzig:
Camoëns Novelle von Adolf Stern. Preis broschirt 5 Mark; in Leinwand gebunden M. 6.25; in Halbfranzband M. 7.50.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:
Aus unsern vier Wänden
von Rudolf Reichenau. Zweite Auflage der Gesamtausgabe. Kl. 8⁰. ca. 45 Bogen. Broch. 4½ M., geb. 5½ M.
Erscheint in diesem Monat.

Tägliche Andachten zur häuslichen Erbauung
von D. **J. Müllensiefen.**
Neue, vollständig durchgesehene und um 8 Beichtbetrachtungen vermehrte Auflage. Gebunden 7 Mk. 50 Pfge. Vorrätig in den meisten Buchhandlungen. Verlag von **Eugen Strien** in Halle a/S.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig:
Gevatter Tod.
Eine Weihnachtsgeschichte von E. Budde. Eleg. in Lederpapier mit Goldschn. M. 2.40.

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg.
Grundlegend für Verständnis, Entwicklung und Behandlung der innern Mission und **sozialen Frage** sind
Wichern, J. H., Dr. theol., **Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche.** Denkschrift an die deutsche Nation. 3. Aufl. VIII, 279 S., geb. 3 Mk.
Schaefer, Th., P., Leitfaden der inneren Mission. 2. vermehrte Aufl. XVI, 256 S. 3 Mk. 60 Pf., geb. 4 Mk. 20 Pf.
Bei Partiebezügen ermäßigte Preise.

Beste Zwickauer Steinkohlen
liefern zu **billigen** Preisen
G. Engelbrecht & Co.
Zwickau.

Havana-Cigaretten
mit Tabakdeckblatt, in Façon einer kleinen schlanken Cigarre, von feiner Qualität.
Ich empfehle zwei Sorten, zu 37 und 42 Mk. per Mille, und versende hiervon 40 Stück als Muster franko für 2 Mk.
Heinr. Wilhelmi, Bremerhaven.
Referenz: Untenverzeichnete Verlagsfirma Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig